

Interjektionitis

Somit hätten wir 2011 geschafft. Es war ja auch kaum auszuhalten: Der Lügenbaron, die entscheidungsfreudige Merkel oder dreiste Lobbyverbände, die in Hinterzimmern weiterhin die Demokratie aushebeln – man hatte einfach minütlich den Drang, lauthals schreiend im Kreis zu rennen. Begleitet wurde unser Wehklage-Zirkeltraining durch das passende Hintergrundrauschen grauisiger Popheuler, bei denen der Teletubbies-Jingle wohl üble Spuren hinterlassen hat. Egal ob in der Werbung, im Kaufhaus oder aus der beftttingerten App-Schleuder anderer Mitmenschen, überall uhuhten, ohoten und ahahten sie uns mal wieder entgegen und unterstrichen damit das gesamtgesellschaftliche Bedürfnis, das Leid einfach mal heraus zu interjektionieren. Ohne dass sich das zarte Studentenstimmchen zum Jahreswechsel von den Strapazen des Dauerjaulens erholen konnte, stopfte man uns ungefragt einen wochenlang durch den Wulff geleierten Batzen Bundespräsident in den empfindlichen Rachen. Vielleicht hat man uns einfach falsch verstanden: Wenn wir den Mund aufmachen und laut „Ahhh!“ rufen, heißt das eben nicht zwangsläufig, dass wir mehr von all dem wollen!

Die Vorweihnachtszeit dürfte für Mitarbeiter und Studenten der Pharmazie der Universität Leipzig alles andere als besinnlich gewesen sein. Mitte Dezember veröffentlichte das Rektorat seinen Vorschlag zur Umsetzung der vom Sächsischen Wissenschaftsministerium (SMWK) geforderten Stellenkürzungen für 2013 und 2014. Die Hochschule muss in diesem Zeitraum 48 Stellen streichen. 21 davon sollen durch die Schließung des Pharmazie-Instituts eingespart werden. Die Fakultäten für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften (GKO), für Sozialwissenschaften, für Mathematik und Informatik sowie für Wirtschaftswissenschaften sollen jeweils zwei Stellen kürzen. Zudem sieht der Plan die Streichung von sechs Stellen an der Philologischen Fakultät vor. Im Rahmen dessen soll auch der Masterstudiengang Komparatistik eingestellt werden. Die restlichen 13 Stellen will das Rektorat in der Zentralverwaltung und bei der Universitätsbibliothek einsparen.

weiter auf Seite 2

Pharmazie vor dem Aus

Unirektorat stellt Kürzungspläne vor



Amputation: Die Uni plant, sich von der Pharmazie zu trennen

Foto: mescon/Montage: sz

Musicalstudiengang geschlossen

HMT reagiert auf Kritik an der Lehrqualität

Der Musicalstudiengang an der Hochschule für Musik und Theater (HMT) wird geschlossen. Dies gab die Hochschule Mitte Dezember bekannt. Zuvor hatte es bereits monatelang Diskussionen um die Qualität der Ausbildung gegeben. „Die Aufhebung des Studienganges bedeutet, dass keine weiteren Aufnahmeprüfungen durchgeführt werden und demzufolge keine Neukonzeption oder Weiterentwicklung stattfinden werden“, erklärt Rektor Robert Ehrlich. „Es ist nicht ungewöhnlich, dass sich Studienangebote unterschiedlich entwickeln. Leider war im Falle des Studienganges Musical die Entwicklung nicht positiv genug, um den Fortbestand zu rechtfertigen.“

Diese Fehlentwicklung zeichnete sich bereits im Februar vergangenen Jahres ab. Damals ging beim Rektor eine Beschwerde der Studenten über die Lehrqualität, verbunden mit Wechselanträgen der großen Mehrheit des Musicalstudiengangs, ein. Die Kritik richtete sich wohl auch explizit gegen zwei Professorinnen der



HMT-Rektor Robert Ehrlich

Foto: Gert Mothes

Fachrichtung. Eine von ihnen ist Uta Ernst, die bis heute gleichzeitig Dekanin des Fachbereichs ist. Sie vermittelte den Studenten daraufhin einzeln keinen Gesang mehr, gab jedoch weiterhin Gruppenunterricht.

Das Rektorat reagierte und stellte drei zusätzliche Lehrkräfte ein. Diese unterrichteten seither und stießen bei den Studenten auf positive Resonanz. Der Senat beschloss unterdessen zunächst einen vorläufigen Aufnahmestopp für den Musicalstudien-

gang. Eine endgültige Entscheidung wurde bis kurz vor Weihnachten vertagt. Dann zeichnete sich jedoch ab, dass der Ausnahmezustand auch auf Grund der finanziellen Zusatzbelastungen für die HMT auf Dauer nicht tragbar ist und die Gremien zogen die Reißleine.

Rektor Ehrlich versprach, dass die Schließung keine negativen Folgen für die derzeit 17 Musicalstudenten haben werde: „Alle immatrikulierten Studierenden werden selbstverständ-

lich ihr Studium nach geltender Studienordnung und mit der vollen Unterstützung der Hochschulleitung bis zum Abschluss an der HMT Leipzig fortsetzen können. Die drei Lehrbeauftragten werden von der Hochschule gebeten, die ihnen anvertrauten Studierenden bis zum Abschluss weiter zu betreuen.“

Auch die beiden kritisierten Professorinnen verbleiben, da sie verbeamtet sind, an der HMT. Sie werden künftig in anderen Bereichen eingesetzt. Zu einer grundlegenden Überprüfung der Lehrkompetenz wollte sich Ehrlich nicht äußern, da es sich dabei um Personalangelegenheiten handele. Die HMT sei jedoch „um eine laufende Qualitätssicherung in der Lehre bemüht. Dazu gehört eine intensive Kommunikation zwischen der Studentenschaft, insbesondere dem Studierendenrat, und der Hochschulleitung. Dass studentische Anliegen in Bezug auf Lehrqualität ernst genommen werden und Konsequenzen haben, lässt sich exemplarisch an der Problematik Musical erkennen.“

Thomas Treichel

Innendrin

Battlefield

Mit Wort und Witz bewaffnet gehts zum großen Kolumnenwettbewerb - Gewinnspiel inklusive!

Thema - Seiten 8 und 9

Lara Croft

Frauenpower an der Uni

studentin!-Beilage

Guitar-Hero

Die Bands der student!-Geburtstagsparty im Portrait

Kultur - Seite 10

Anzeige



student!
Die unabhängige Universitäts- und Hochschulzeitung
11. Geburtstag 26.01.2012 ab 20:00
Jana Hoffmann
the secret folk
conspiracy
Milks!ton Jazztett
Dj LeMamo
FOUR#MS

Pharmazie-Leiterin vorsichtig optimistisch

Fortsetzung Seite 1: Prorektor Lenk kritisiert Kürzungszwang durch Ministerium

Thomas Lenk, Prorektor für Entwicklung und Transfer der Uni Leipzig, betonte bei der Vorstellung der Kürzungspläne, dass sich das Rektorat gegen eine gleichmäßige Weitergabe der Stellenstreichungen und für ein strukturiertes Vorgehen entschieden habe. Zu diesem Zweck entwickelten sie einen Indikatoren-Katalog zur Bewertung der Institute und Studiengänge. Dieser berücksichtigt neben der Gegenüberstellung von Soll- und Ist-Zustand in der Lehre auch die Forschungsaktivitäten und regionale Konkurrenzangebote. Lenk selbst betonte, dass das vorgestellte Instrumentarium „sicherlich noch verbesserungsfähig“ sei, doch sei das in der Kürze der gegebenen Zeit nicht machbar gewesen.

Das Pharmazie-Institut mit seinen derzeit fünf Professuren ist offensichtlich im Raster hängengeblieben. Als einen wesentlichen Grund für die drohende Schließung nannte Rektorin Beate Schücking, dass es an der Uni Halle ein knapp drei mal so großes Institut gäbe, so dass die Ausbildung in Mitteldeutschland gesichert sei. Die aktuell eingeschriebenen Studenten könnten ihre Ausbildung ohnehin in Leipzig beenden. Auch plant das Rektorat keine betriebsbedingten Kündigungen. Frei werdende Stellen sollen nicht neu besetzt werden. Für die jüngeren Mitarbeiter des Instituts sieht Schücking Einsatzmöglichkeiten in der klinischen Pharmazie der Medizin sowie in der Tiermedizin.

Michaela Schulz-Siegmund, geschäftsführende Direktorin der Pharmazie, kann die Begründung anhand der Indikatoren nicht nachvollziehen: „Dazu kann ich nur sagen, dass das Institut aktuell eine hervorragende Forschungsentwicklung hat. Das Rektorat hat uns erklärt, wir hätten eine zu hohe Lehrerauslastung, was übrigens eine Folge der Stellenkürzungen der vergangenen Jahre ist.“

Dabei lesen sich die Zahlen des Staatsexamensstudiengangs nicht schlecht. Von den jährlich knapp 50 Studienanfängern schließen rund 90 Prozent ihr Studium erfolgreich ab. Schulz-Siegmund sieht einen wichtigen Grund dafür in der geringen Größe ihres Instituts: „Große Studentengruppen kann man bekanntlich weniger effektiv unterrichten als kleine. Der Erfolg beruht jedoch auch nicht zuletzt auf dem

GKO-Dekan stellt Ethnologie in Frage

großen persönlichen Engagement der Lehrenden.“

Schulz-Siegmund ist trotz der vorweihnachtlichen Hiobsbotschaft optimistisch, dass ihr Institut eine Zukunft an der Uni Leipzig haben wird, denn es sei das einzige seiner Art in Sachsen. „Und wir brauchen hier Apotheker. Wir sprechen vom Ärztemangel auf dem Land, der ein zunehmend gravierendes Problem



Michaela Schulz-Siegmund Foto: im

ist. Aber was hilft ein Arzt, wenn keine Apotheke da ist? Apotheken sind zudem ein wichtiger Wirtschaftsfaktor, insbesondere auf dem Land. Sie schaffen dort Arbeitsplätze und Umsätze. Auch in Krankenhäusern und in der Pharmaindustrie werden Apotheker benötigt. Deshalb erhöhen einige Standorte ihre Studierendenzahlen“, so die Pharmazeutin, die zugleich betont, dass ein Großteil ihrer Studenten aus der Region käme: „Wenn wir keine Apotheker ausbilden, gehen die Leute weg. Das kann politisch nicht gewollt sein.“ Schulz-Siegmund verweist auf zahlreiche Unterstützungs-schreiben aus der Wirtschaft und von Verbänden und Kammern, die auch an die zuständigen Ministerien gerichtet waren.

Im SMWK scheint man deshalb wenig begeistert vom Ansinnen der Uni Leipzig. „Die Schließung des Instituts für Pharmazie ist keinesfalls beschlossene Sache“, betont SMWK-Pressereferent Jörg Weise und verweist auf ausstehende Entscheidungen von Senat und Hochschulrat: Das SMWK sei überzeugt, dass die Uni bei ihren weiteren Planungen auch die Ergebnisse der begonnenen Diskussion berücksichtigen werde. „Die Universität Leipzig ist eine autonome, aber auch eine sich ihrer gesellschaftlichen Verantwortung bewusste Hochschule“, so Weise.

Endgültig vom Tisch ist unterdessen die Schließung der Politikwissenschaften. Stattdessen soll lediglich je eine Professur und Mitarbeiterstelle gestrichen werden und das Institut zukünftig größeren Fokus auf die Lehramtsausbildung legen. Neu in die Diskussion geraten ist hingegen das Ethnologie-Institut. Der zuständige GKO-Dekan Frank Zöllner hatte in einem Interview mit der Leipziger Volkszeitung erklärt, es sei möglich, dass es einen eigenständigen Ethnologie-Studiengang ab 2014 nicht mehr geben könnte. Die Uni antwortete auf **student!**-Nachfrage: „Die Ethnologie ist in ihrem Fortbestand bisher nicht bedroht.“

Möglich jedoch, dass sich dies in einer der nächsten Kürzungsrunden ändern wird. Bereits 2015 muss die Uni weitere 24 Stellen einsparen. Bis 2020 sollen jährlich 20 weitere folgen. Das Rektorat intensiviert unterdessen seine öffentliche Kritik an den Plänen des SMWK. Prorektor Lenk äußerte im Zuge einer Landtagsanhörung zum Hochschulentwicklungsplan (HEP) und parallel in

einer Pressemitteilung: „Ein Stellenabbau ist aus Sicht der Bewerberlage, der demographischen Lage und nicht zuletzt der Haushaltslage im Moment unnötig und mindestens zu verschieben.“ Tatsächlich liegen

Lenk mahnt Einhaltung von Zielen an

die Studentenzahlen in Sachsen derzeit knapp 16 Prozent über der Prognose des Ministeriums, auf deren Grundlage die Kürzungspläne beruhen. An der Uni Leipzig standen 2011 sogar 7.126 den prognostizierten 4.275 realen Neueinschreibungen gegenüber. Lenk wollte auch die finanzielle Begründung mit den auslaufenden Solidarpaktmitteln nicht gelten lassen, da diese Infrastrukturmittel seien und nichts mit der laufenden Hochschulfinanzierung zu tun hätten. Stattdessen forderte er die Landesregierung auf, die „Dresdener Erklärung“ einzuhalten.

2008 hatten sich Bund und Länder geeinigt, künftig zehn Prozent des Brutto-Inlandprodukts (BIP) für Bildung, darunter drei Prozent für Forschung, auszugeben. „Sachsen aber liegt in seinem BIP-Anteil für die Hochschulen bei gerade mal 2,68 Prozent. Das Ziel ist noch nicht einmal erreicht, da soll es bereits wieder negiert werden?“, fragt Lenk. Statt durch die Kürzung von insgesamt knapp 1.000 Stellen jährlich 50 Millionen Euro einzusparen, müsse der Freistaat seinen Etat für Forschung und Entwicklung um 297 Millionen Euro erhöhen, um die 3-Prozent-Quote zu erreichen. **rob**

Anzeige

Wohnungen mit Denkfaktor

Für Studenten die passende Wohnung!

Sonnige Dachgeschosswohnung!
Reudnitz, 2-RW im san. Altbau, TL-Bad m. Wanne, bezugsfertig, kurze Wege in die City und zur Uni, Kurt-Günther-Str. 26, DG, 53 m², 375 € Warmmiete*

Wohnen an der Weißen Elster!
Plagwitz, 3-RW m. TL-Bad, WG geeignet, 13 m², bezugsfertig, Erich-Zeigner-Allee 90, 3. OG, 68 m², 465 € Warmmiete*

Jetzt Mieter werden!

0341 - 9 92 39 99

Das passende Zuhause für eure WG?
Gohlis-Stüd, 3-RW im Gründerzeithaus, Wiedertischer Str. 12, 3. OG, 69 m², 425 € Warmmiete*

Ab in den Süden!
Südvorstadt, 1-RW m. Aufzug, Schanhorststr. 17, 3. OG, 25 m², 285 € Warmmiete*
* Miete inkl. Nebenkosten zzgl. Kaution

Zu Hause in Leipzig.

LVB

Alle Jahre wieder

Erneute Befragung zum Semesterticket

Seit der letzten Abstimmung zum Semesterticket ist kaum ein Jahr vergangen, da werden die Studenten der Universität Leipzig erneut an die virtuellen Wahlurnen gerufen. Seit dem 19. und noch bis 26. Januar können sie ihr bevorzugtes Ticket wählen. Der StudentInnenrat (Stura) streitet momentan über Inhalt und Art eines neuerlichen Votums. Bei der Konzeption ist Sorgfalt geboten, denn bei der letzten Befragung im November 2010 kam es zu Komplikationen auf Grund uneindeutiger Fragebögen und zahlreicher ungültiger Stimmen. Die deshalb notwendige Stichwahl im Januar endete mit einer hauchdünnen Mehrheit für das aktuelle Semesterticket der Leipziger Verkehrsbetriebe (LVB) im Sockelbeitragsmodell.

Alexander John, Stura-Referent für Mobilität, nennt zwei Gründe für die nun angesetzte neue Abstimmung: „Zum einen liegt jetzt das Angebot der LVB für die nächsten Jahre vor, zum anderen werden die Azubi-Tickets günstiger.“ Da auch

Studenten ein Azubi-Ticket nutzen können, soll ihnen nun ein erneuter Preisvergleich ermöglicht werden.

Der jetzige Fragebogen enthält voraussichtlich zwölf Fragen. Zehn beleuchten das allgemeine Nutzungsverhalten der Studenten, eine weitere dient zur Einschätzung des Fragebogens selbst. Die finale Frage stellt die Wahl zwischen gar keinem Semesterticket, dem aktuellen Semesterticket mit Sockelbeitrag (35 Euro plus 89 Euro pro Semester), dem Vollticket des Mitteldeutschen Verkehrsverbundes (MDV) für 209 Euro pro Jahr oder dem MDV-Vollticket plus Sachsen (289 Euro pro Jahr). Die endgültige Entscheidung trifft das Stura-Plenum unter Berücksichtigung der Umfrage.

Diese sollte eigentlich auf der Onlineplattform moodle durchgeführt werden. Am Vorabend der Abstimmung gab der Stura jedoch auf seiner Facebookseite bekannt, dass er stattdessen Emails mit dem Link zum Votum an die studserv-Adressen der Studenten verschicken wird. **Friederike Ostwald**

Original statt Imitation

Suche nach echter europäischer Kultur und Arbeit führt asiatische Studenten an die HMT

Hang Su war ein Spätstarter. Erst mit 17 Jahren begann sein Musikunterricht. Ungewöhnlich für einen Musiker aus China - einem Land, wo Kinder häufig bereits mit vier, fünf Jahren am Klavier üben. „Als ich an der Oberschule war, hatte ich nichts, was mir wirklich am Herzen lag“, erinnert sich Hang. Doch er war auf der Suche nach einer individuellen Ausdrucksmöglichkeit: Literatur und Kunst zog er in Betracht und verwarf sie wieder. Schließlich landete Hang bei der Musik: „Dort muss man viel perfektionieren. Es gibt viele technische und theoretische Ebenen, mit denen man sich beschäftigen kann, das macht Spaß. Und Musik muss man nicht übersetzen.“

Nach langen Verhandlungen mit seinen Eltern beschloss der heute 28-Jährige schließlich, Komposition in Peking zu studieren. Dass sein Weg ihn anschließend nach Leipzig führte, war eher Zufall. Eine Bekannte studierte hier und buchte für ihn Privatunterricht und Sprachkurs. So lernte Hang einen Professor der Hochschule für Musik und Theater (HMT) kennen und entschied sich für ein Studium in Leipzig.

Dort ist Hang bei weitem nicht der einzige Student aus Fernost. 99 der knapp 950 HMT-Studenten kommen aus Ostasien. Für eine deutsche Musikhochschule ist das kein ungewöhnlicher Wert. In Köln kommt sogar jeder achte Student aus Korea, Japan oder China.

Besonders hoch im Kurs bei den ostasiatischen Studenten stehen das klassische Klavier, hohe Streicher, wie Violine oder Geige, und die Korrepetition, also die Klavierbegleitung. In diesen Studiengängen liegt der Anteil bei über 50 Prozent, berichtet Ute Fries, Leiterin des Referats für Studienangelegenheiten. Als einen Grund für das große Interesse ausländischer Studierender an der HMT vermutet sie, dass viele in der Bach-Stadt Leipzig, der klassischen Stadt deutscher Musik studieren wollen.

„Insbesondere die Südkoreaner haben einen starken Faible für Deutschland“, berichtet Fries. Auch an der HMT stellen sie die größte Gruppe. Derzeit kommen 58 Studenten von der Halbinsel zwischen Gelbem und Chinesischem Meer. Fries sieht eine Ursache dafür im gut ausgebauten System der musikalischen Früherziehung in Südkorea: „Sie sind sehr gut ausgebildet. Alles, was Deutschland bei der Ausbildung junger Menschen auf musikalischem



Kam aus Peking nach Leipzig: Hang Su

Foto: Ina Müller

nisch gesungen haben, aber dem war nicht so.“ Jaehyong ist 37 und singt seit einigen Jahren beruflich im MDR-Chor. Wie viele koreanische Musiker absolvierte er zunächst ein Grundstudium in der Heimat, bevor er in Berlin weiter studierte.

Auf die Frage, warum es so viele koreanische Musikstudenten nach Deutschland zieht, antwortet Jaehyong mit einem kleinen historischen Exkurs. „Musik war in den ersten zwei Jahrzehnten nach dem

Trotz der guten staatlichen Musikerziehung in Südkorea erfolgt der Großteil der Ausbildung durch die weit über 3.000 privaten Musikschulen. Diese kosten die Eltern, ebenso wie das spätere Studium in Europa, viel Geld. Teilweise kommen auch noch Kosten für Agenturen hinzu, die die Vermittlung von Studienplätzen in Deutschland als Geschäftsfeld entdeckt haben. Daher verwundert es kaum, dass Fries ein weitverbreitetes Vorurteil über die ostasiatischen Studenten bestätigt: „Sie stammen zumeist aus gut betuchten Elternhäusern. Aber das betrifft die ganze Hochschule, denn Instrumente und Musikunterricht sind generell teuer.“ So liegt der Anteil der BAfögberechtigten Studenten an der HMT bei lediglich fünf Prozent - auf alle Leipziger Hochschulen gerechnet beziehen hingegen 27 Prozent der Studenten BAföG. Zudem sei es, so Fries, in der gebildeten Oberschicht verbreiteter, dass klassische Musik zum Alltag gehört.

Auch Gunhild Brandt, Professorin für Korrepetition, bestätigt, dass die asiatischen Studenten meist gut situiert sind, wenngleich sie auch schon Fälle erlebt hat, in denen Eltern ihre Wohnungen verkauft haben, um das Studium des Kindes finanzieren zu können. Brandt ist seit 1962 mit der HMT verbunden - zunächst als Schülerin, dann als Studentin, später als Dozentin - und erinnert sich genau daran, wie nach 1990 die ersten koreanischen Studenten an die Hochschule kamen: „Sie waren unheimlich aufgeschlossen, aber man hat gemerkt, dass die Lehrmethode hier ungewohnt für sie war.“ Während die Leipziger Dozenten die individuelle Interpretation der Stücke fördern wollten, legte man damals an koreanischen Musikhochschulen großen Wert darauf, dass die Studenten die Methoden des Lehrers eins zu eins nachahmen konnten. „Da wurde mir dann schon mal das Aufnahmegerät auf das Klavier gestellt mit der Bitte, ich solle

das Stück vorspielen, damit sie es später genauso nachspielen könnten. Das war auch für uns ein Lernprozess“, erzählt Brandt.

Zwei Jahrzehnte später kommen drei Viertel der knapp 30 Studenten in Brandts Studiengang aus Ostasien. Sie wissen, was sie in Europa erwartet, denn viele der Absolventen haben in der Heimat mittlerweile Lehrstühle übernommen. Die Professorin berichtet, dass sich in Leipzig im Laufe der Jahre eine große südkoreanische Gemeinschaft gebildet habe, die sich gegenseitig unterstützt. Wenn die zahlreichen Bewerber aus Korea zur Aufnahmeprüfung nach Leipzig kommen, versorgen sie ihre Landsleute mit Essen und Schlafplätzen. Das einzige Problem sei, so Brandt, dass sie in der Gemeinschaft leider zu wenig Deutsch sprächen und so die Sprache nicht richtig lernen würden.

Größer als die daraus resultierenden Kommunikationsprobleme sind jedoch die Schwierigkeiten für die koreanischen Absolventen, einen Job in ihrer alten Heimat zu finden. Denn es gibt nur wenige Orchester im Land und die Lehrstellen an Schulen sind rar gesät. Viele der Absolventen versuchen daher, in Deutschland Fuß zu fassen.

Das ist auch der Plan von Kyung Hee Kim, einer Meisterschülerin von Brandt. Kyung studierte zunächst an der Universität in Suwon, einer Millionenstadt 50 Kilometer südlich von Seoul, Klavier. Während eines einmonatigen Meisterkurses in Hannover machte sie dann erste Erfahrungen mit der europäischen Kultur und war begeistert. Sie entschied

sich, ihr Studium in Deutschland fortzusetzen und verbrachte ein Jahr in Berlin, um die Sprache zu lernen. Nach der erfolgreich bestanden Aufnahmeprüfung kam Kyung 2006 an die HMT und begann ihr Diplom-Studium in Korrepetition. Nach ihrem Abschluss 2013 hat sie ein Jahr Zeit, hier einen Job zu finden, dann läuft ihre Aufenthaltsgenehmigung aus. „Ich möchte in Deutschland bleiben, denn hier ist die beste Umgebung für klassische Musik“, meint Kyung. Sie hofft, als

Hoffnung auf Job in Deutschland

Korrepetitorin an einem Theater oder an einer Hochschule arbeiten zu können.

So konkret sind Hang Sus Zukunftspläne noch nicht. Er könne sich vorstellen, im kulturellen Austausch zwischen Deutschland und China zu arbeiten oder auch als freischaffender Komponist. Zunächst möchte er aber noch ein Aufbau- an sein Diplomstudium anschließen und einen Meisterkurs absolvieren. Doch vor allem wünscht er sich Zeit, um eigene Kompositionen schreiben und aufführen zu können. Denn dafür bleibt ihm neben dem vollen Stundenplan kaum Raum. Den Schritt nach Leipzig bedauert er trotzdem keineswegs: „Die Entscheidung war vollkommen richtig. Denn in China bekommt man nur eine Imitation von Europa, aber nicht die richtige europäische Kultur.“

Robert Briest



Gunhild Brandt

Foto: rob

Koreakrieg kein Thema. Da ging es um viel essentiellere Fragen. Ab den 1970er Jahren wurde die Musik dann wichtiger.“ Die Ursache dafür sieht er in der massiven Ausbreitung des Christentums seit den 1960ern. Heute ist knapp ein Drittel der Südkoreaner christlicher, insbesondere evangelischer, Konfession. „Die Kirche braucht immer Musiker und die Musik, die dort gespielt wird, ist europäisch“, schließt Jaehyong den Bogen nach Deutschland. Dass sich die Leute nicht für koreanische Musik interessieren, liege an derer Eintönigkeit: „Die traditionelle Musik ist seit 500 Jahren so langweilig. Dort wird meist über zwei Minuten ein Ton gesungen.“

Europäische Musik im Kindergarten

Gebiet versäumt, wird dort besser gemacht.“ So werde bereits im Kindergarten viel Wert auf Musik gelegt.

Gesungen werde dort jedoch überwiegend europäische Musik, insbesondere Volkslieder, berichtet Jaehyong Kim: „Als Kind habe ich gedacht, es wäre koreanische Musik, weil wir die Lieder auch auf korea-

Anzeige

student!
Die unabhängige Universitäts- und Hochschulzeitung

11. Geburtstag
26.01.2012
ab 20:00

Jana Hoffmann
Milks|ton Jazztett
Dj LeMamo
the secret fonk conspiracy

FOURMS

Kolumne



Rosige Aussichten

In Leipzig könnten in nicht allzu ferner Zukunft paradiesische Zeiten anbrechen. Wer es schafft, sein Studium, sagen wir mal um 40 Semester auszudehnen, könnte dafür durchaus belohnt werden. Vielleicht nicht vom Bafög-Amt. Oder potentiellen Arbeitgebern. Aber was macht das schon, wenn man die Möglichkeit hat, in der tollsten Stadt der Welt zu wohnen! Ja, richtig gehört: Leipzig wird hip! Es ist eine einfache Rechnung: Leipzig, heißt es, sei derzeit wie Berlin vor 20 Jahren, während vom heutigen Berlin oft behauptet wird, es gleiche dem New York der Neunziger. Zwanzig Jahre in der Zukunft würde sich Leipzig also dem heutigen Stand von Berlin beziehungsweise dem Stand von New York vor zwanzig Jahren angenähert haben. Man stelle sich eine pulsierende Metropole vor, die Künstler und Kreative aus aller Welt anzieht, ja geradezu inspiriert! Lieder und Filme zeugten davon, wie lässig und gleichzeitig romantisch das Leben in LE-City ist. Die ARD brächte eine Sitcom über die sechs Busenfreunde Mike, Peggy, Mandy, Ronnie, Chantal und Enrico heraus, die den verrückten Alltag der Clique in der aufregendsten Stadt der Welt beschreibt. Jedes Jahr strömten Millionen von Touristen herbei, um weltbekannte Touristenattraktionen wie das Völkerschlachdenkmal oder die Parkeisenbahn am Auensee zu bewundern. Nach einem Mittagsimbiss im bekanntesten Restaurant „Hartz Vier: Die Kneipe“ stürzte man sich abends ins Nachtleben: Eine neue Musical-Show auf der Gottschedstraße, oder Abtanzen in angesagten Clubs wie dem Stuk oder der Schwemme - das Angebot ist riesig. Natürlich gäbe es auch dunkle Seiten: Schießereien im heruntergekommenen Stadtbezirk Grünau zwischen verfeindeten Hartz-IV-Gangs. Mafia-Familien, die das Geschäft mit dem Flaschenpfand kontrollieren, gedeckt durch skrupellose Politiker. Doch alles in allem sähe die Zukunft rosig aus! Leser, die sich bereit machen, rund 30 Urlaubssemester zu beantragen, muss ich allerdings auf einen kleinen Haken hinweisen, den es bei der Sache gibt: Vorhersagen sind meist recht unsicher. Es könnte genauso gut sein, dass Leipzig in 20 Jahren so aussieht wie Chemnitz voraussichtlich in zwei Jahren: Eine Geisterstadt, deren Ruinen von marodierenden Rentnerbanden heimgesucht werden.

Martin Engelhaus



Als das Rektorat kurz vor Weihnachten die Kürzungs-Katze aus dem Sack ließ, waren viele überrascht: Nicht darüber, dass die Universität 2013/14 48 Stellen abbauen muss. Das Überraschungsmoment lag vielmehr darin, wo sie diese einzusparen gedenkt. Die Pharmazie als einziges Institut seiner Art in Sachsen schließen zu wollen, musste auf großes Echo von Interessenverbänden und auch der Öffentlichkeit stoßen. Denn anders als etwa bei der Onomastik haben die meisten Menschen bei der Pharmazie ein klares Bild von deren Inhalt und besonders von deren Nutzen. Keine Apotheker, keine vernünftige Gesundheitsversorgung – diese Brücke lässt sich schnell schlagen.

Und so halten sich seit der Vorstellung der Schließungspläne auch hartnäckig Stimmen, die vermuten,

dass es sich bei der Ankündigung um ein taktisches Manöver der Unileitung gehandelt habe, um die Landesregierung unter öffentlichen Druck zu setzen, die Kürzungspläne bei den Hochschulen zurückzunehmen. Nun lässt sich diese Vermutung weder endgültig be- noch widerlegen. Und das Rektorat äußert sich auch auf Anfrage nicht öffentlich zu den konkreten Indikatorenwerten, die zur Schließungsentscheidung geführt haben. Doch es gibt einige Indizien, welche die Taktikthese zumindest plausibel erscheinen lassen.

Neben der kalkulierbaren öffentlichen Wirksamkeit wäre hier zum Beispiel die hohe Abschlussquote zu nennen. 90 Prozent aller Studienanfänger schließen ihr Studium erfolgreich ab und das in einem gerade von der Politik so geliebten MINT-Fach, also einem aus den Bereichen

Mathematik, Ingenieurs- und Naturwissenschaften oder Technik. Die Absolventen sind jene viel beschworenen Fachkräfte mit guten Arbeitsmarktchancen, die, wenn sie sich selbstständig machen, sogar weitere Arbeitsplätze auch in den ländlichen Regionen schaffen können. Zudem soll einer der künftigen Schwerpunkte der Uni nach dem Hochschulentwicklungsplan die Entwicklung intelligenter Materialien sein. Just auf diesem Gebiet forscht jedoch auch die Leipziger Pharmazie.

Ungeachtet der Frage, ob intendiert – dann wäre es sicherlich ein riskantes Spiel – oder nicht, konfrontiert die angekündigte Schließung die Landesregierung mit den unliebsamen Konsequenzen ihrer Sparpläne und hilft den Hochschulen vielleicht, den Schwarzen Peter zurück nach Dresden zu schieben.

Dort beruft man sich auf das künftig schrumpfende Haushaltsvolumen und wiederholt gebetsmühlenartig die Auswirkungen des demographischen Wandels. Das Wissenschaftsministerium klammert sich unter Spardruck an jahrealte Prognosen zur Entwicklung der Studierendenzahlen, die von allen anderen Beteiligten angesichts ihrer eklatanten Diskrepanz zur Realität längst schon verworfen wurden. 16 Prozent mehr Studenten in Sachsen als prognostiziert sollten eigentlich auch in Dresden zu einem Umdenken führen. Schließlich liegt im Zuzug junger Menschen, die in Sachsen studieren, auch eine Chance, die demographische Alterung zu bremsen. Vielleicht bewirkt die angekündigte Pharmazie-Schließung einen Sinneswandel und die Kürzungs-Katze erweist sich am Ende als Tiger. Robert Briest



Woran ein Studium so alles scheitern kann: Schlafmangel zur Prüfungszeit



... oder schlichte technische Unfähigkeit

Grafiken: dw



Nach Depressionen, ADS (Aufmerksamkeitsdefizit-Syndrom) und auch Essstörungen kommt nun Burnout. Da stellt sich mir jedoch die Frage: Sollten die besagten Krankheiten wirklich so ernst genommen werden, wie es einem in den Medien suggeriert wird? Ist es nicht vielmehr so, dass gerade die Medien, egal welcher Couleur, dieses Thema bis zu ungekannten Ausmaßen hochstilisieren? Dass sie Panikmache betreiben und dabei die Begrifflichkeiten teils so unscharf zeichnen, dass der Wahrheitsgehalt Bild-Zeitungsniveau erreicht?

Dass das Thema sehr ergiebig scheint, zeigt zudem die Berichterstattung jeder größeren oder kleineren Zeitung, die bestimmt in der letzten Zeit mindestens einen Artikel

dazu veröffentlicht hat. Damit haben die Urheber indirekt dazu beigetragen, dass das Thema in erhöhtem Maße weiter in die Bevölkerung hineingetragen wird. Am Ende kann sich jeder Hans und Franz als burnout-geschädigt selbstdiagnostizieren und dann zur Erkenntnis gelangen: „Hey, ich hab aber in der letzten Zeit schlecht geschlafen – ich habe bestimmt Burnout. Jetzt aber flink zum Arzt.“

Dass dabei die Ärzte aber in vielen Fällen mitspielen und die Ausweidiagnose Burnout stellen, macht die Modekrankheit Nummer eins der letzten Zeit nicht besser. Vielmehr scheint es dann auch so zu sein, dass die Ärzte an den Modekrankheiten wieder mal ihren Placebo-Schrank etwas entleeren können und

die Pharmaunternehmen freuen sich doppelt. Ärzte und Medien machen uns Bürger damit in gewisser Hinsicht kränker als wir sind und fördern zudem das weinerliche Potential der Deutschen, die ja ohnehin meist glauben, am allerschlechtesten dran zu sein.

Ich für meinen Teil möchte jedoch hiermit nicht die wirklich Betroffenen generell herabwürdigen und ihre Erkrankung in Frage stellen. Einige sind wirklich krank, das weiß ich auch aus eigener familiärer Erfahrung. Burnout oder auch andere der besagten Krankheiten können bei Nichtbehandlung zu schweren Störungen führen, die die betroffenen Personen in ihrem täglichen Leben stark beeinflussen oder auch hemmend wirken können. Ich

finde aber, dass gerade Burnout eher eine Krankheit für ältere und länger berufstätige Menschen darstellt. Arbeit ist nun mal Arbeit, das sagt der Name schon. Es macht nicht immer Spaß und ist auch anstrengend. Dass Studenten einen teilweise sehr großen Arbeitsaufwand haben, mag ich nicht bezweifeln, aber da hilft es auch nicht, sich weinerlich bei etwas Stress in die Ecke zu setzen und sich selbst als geburnoutet zu brandmarken.

Da sollte vielmehr die Devise heißen „Hart bleiben und sich durchbeißen“, denn von nichts kommt nichts. Und sind wir mal ehrlich: Irgendwie haben wir uns es doch auch so ausgesucht. Wer was werden will, muss dafür auch etwas tun!

Christopher Geißler

Bittere Pille

Schließung der Pharmazie ein taktisches Manöver?

Modekrankheit Burnout

Nur die Harten kommen in den Garten

Neue Lehrer braucht das Land

Sachsen mangelt es an Pädagogen – Bildungspaket 2020 soll helfen

Der Pisa-Sieger Sachsen verspielt seinen Bildungsvorsprung.“ Das meinte zumindest der Spiegel Anfang Januar. Der Grund: Mehr als die Hälfte aller sächsischen Lehrer seien bereits über 50 Jahre alt und zu wenige Nachwuchskräfte würden ausgebildet.

Dabei hatte die schwarz-gelbe Landesregierung noch kurz vor Jahresende ein Bildungspaket beschlossen, das den Schulen im Freistaat genug Lehrkräfte sichern soll. Konkret sollen 1.700 statt wie bisher 1.000 Studienplätze für Erstsemesterstudenten angeboten werden. Die Referendariatsstellen sollen 2014/15 gar von 900 auf 2.050 mehr als verdoppelt werden. Für 100 Referendare werde es zudem eine Übernahmegarantie geben. Denen, die ihr Studium abgeschlossen haben, winken bis zum Jahr 2015 über 2000 neue Stellen, die besetzt werden sollen.

FDP-Fraktionsvorsitzender Holger Zastrow meinte dazu: „Mit dem Beschluss des Koalitionsausschusses beweisen wir erneut, dass wir in der Lage sind, gemeinsam die drängenden Probleme in Sachsen zu lösen.“ Steffen Flath, Fraktionsvorsitzender der CDU im sächsischen Landtag, bezeichnete das Bildungspaket als „ehrgeizig“. Er wies darauf hin, dass es ein Kompromiss zwischen den Sparbestrebungen und dem Lehrbedarf sei.

Ob die angekündigten Maßnahmen allerdings ausreichen, um einen Lehrermangel abzuwenden, ist fraglich: Schätzungen zufolge werden in Sachsen bis 2020 etwa 8.000 Lehrer in den Ruhestand gehen. Thomas Colditz, bildungspolitischer Sprecher der CDU-Fraktion im Landtag, warf seinem Parteikollegen, Kultusminister Roland Wöller, „eklatantes Versagen“ und Sparwahn vor. „In Sachsen wird ein funktionierendes Bildungssystem mutwillig ruiniert“, so Col-



Chemnitzer Milchmädchenrechnung

Foto: labormikro/Montage: Knut Holburg

ditz im Spiegel. Und weiter: „Wir versündigen uns an den Bürgern. Sachsen kann sich eine solche Regierung nicht länger leisten.“

In Leipzig sorgt derzeit ein anderes Detail des Bildungspaketes für Ärger. Geht es nach der Landesregierung, soll auch die TU Chemnitz künftig wieder Grundschullehrer im Freistaat ausbilden. „Diese Entschei-

Wöller will bayrische Grundschullehrer

dung missachtet die an der Universität Leipzig bereits erfolgreich etablierten Strukturen im Bereich der Lehrerbildung. Sowohl die grundständige Ausbildung als auch die Fort- und Weiterbildung bieten wir auf qualitativ hochwertigem Niveau bereits für 500 Studienanfänger an“, so Claus Altmayer, Prorektor für Bildung und Internationales. Rektorin

Beate Schücking stellte klar: „Wir sind das Zentrum für Lehrerbildung in Sachsen und wissen, welcher Bedarf an gut ausgebildeten Lehrerinnen und Lehrern das Land in den nächsten Jahren haben wird.“ Die Universität Leipzig sei durchaus in der Lage, diesen Bedarf zu decken, so Schücking weiter, wenn sie von der Landesregierung nur genügend Unterstützung erhalte.

In Chemnitz selbst ist man auch nicht begeistert von den Dresdener Plänen. „Wieso Chemnitz und nicht Dresden oder Leipzig? Das fragen wir uns auch“, so Marco Unger vom dortigen Studentenrat (Stura). „Es liegt wohl daran, dass von Seiten der FDP und einigen CDU-Politikern Lobbyarbeit betrieben wird. Rational ist diese Entscheidung nicht.“

An der TU müssen bereits 42 Stellen gestrichen werden, nach Aussagen von Experten werden für die neue Lehramtsausbildung aber 30 neue Stellen gebraucht. „Das könnte

bedeuten, dass wir weitere 30 Stellen aus anderen Bereichen umwidmen oder neufassen müssten, was weitere Kürzungen bei anderen Studiengängen bedeutet“, so Unger. Statt 42 Stellen könnte die TU Chemnitz also im schlimmsten Fall 72 einbüßen.

Immerhin: Leipzig geht nicht völlig leer aus. Hier soll ein landesweites Kompetenzzentrum zur Lehrerbildung entstehen. Über den „Bildungscampus Sachsen“ sollen Angebote aus dem ganzen Land koordiniert und vernetzt werden. Für das gesamte Maßnahmenpaket plant das Land 200 Millionen Euro ein. Woher das Geld genommen wird, ist allerdings noch unklar und soll auf den kommenden Haushaltsklausuren besprochen werden.

Aber auch wenn in Sachsen künftig mehr Lehrkräfte ausgebildet werden, heißt das nicht, dass diese auch im Freistaat bleiben und arbeiten. Viele Pädagogen ziehen nach ihrem Abschluss in andere Bundesländer, wo sie besser verdienen. So zahlt beispielsweise Baden-Württemberg knapp 1.200 Euro mehr Einstiegsgehalt. „Sachsen ist bezahlungsmäßig einfach unattraktiv. Dass der Wettbewerb längst begonnen hat, ist hier noch nicht so angekommen“, meint Tillmann Steiner, Referent für Lehramt des Leipziger Stura.

Kultusminister Wöller sorgte unterdessen mit einem weiteren Vorschlag zur kurzfristigen Bekämpfung des Lehrermangels für Aufsehen. In einem Interview mit der Freien Presse äußerte er den Plan, junge Lehrer aus westdeutschen Bundesländern abwerben zu wollen. Dort gäbe es derzeit einen deutlichen Überhang in der Ausbildung. Länder wie Bayern würden daher bereits nachfragen, ob Sachsen bereit wäre Grundschullehrer aufzunehmen, so Wöller.

Doreen Hoyer

Novelle

Studiengebühren

Globalbudgets und Langzeitstudiengebühren - so lesen sich zentrale Punkte der geplanten Novellierung des sächsischen Hochschulgesetzes, das zukünftig Hochschulfreiheitsgesetz heißen soll. Die sächsischen Hochschulen sollen demnach über die vom Land zur Verfügung gestellten Zuschüsse für den laufenden Betrieb und für Investitionen als Globalbudget verfügen, also eigenständig über deren Einsatz entscheiden können. Das Globalbudget soll ab 2013 eingeführt werden, sofern die jeweilige Hochschule nachweist, dass sie kaufmännisch wirtschaftet.

Mehr Freiheiten bei der Bezahlung und dem Einsatz des Personals möchte die Landesregierung den Hochschulen durch die Aufhebung der Stellenplanbindung für nicht verbeamtete Mitarbeiter sowie der Durchschnittsbesoldung für Professoren gewähren. Dadurch soll die Wettbewerbsfähigkeit steigen.

Der Gesetzesentwurf sieht auch die Einführung von Langzeitstudiengebühren für Studenten, die die Regelstudienzeit „um mehr als fünf Semester“ überschritten haben, vor. Die 500 Euro pro Semester sollen dann der jeweiligen Hochschule für „Maßnahmen zur Verbesserung der Lehre“ zustehen.

Anni Fischer, Sprecherin der Konferenz Sächsischer Studierendenschaften (KSS), übt heftige Kritik: Die Novellierung reihe sich in das sächsische Hochschuldrama ein. „Es ist nicht tragbar, von Freiheit zu sprechen, wenn im gleichen Atemzug Langzeitstudiengebühren eingeführt werden sollen.“ Bereits jetzt könnten viele Studenten nicht in Regelstudienzeit abschließen, da die Hochschulen in Folge exzessiver Stellenkürzungen nicht genügend Lehrveranstaltungen anbieten können, so Fischer. **jn**

Erneut gescheitert

Auch 2012 kein bundesweites Online-Hochschulzulassungssystem

Es sollte die große hochschulpolitische Innovation werden: Mit einem deutschlandweiten Online-Hochschulzulassungssystem für die Numerus-Clausus-Studiengänge sollten die Bewerbungen einfacher und effizienter gestaltet werden. Doch die zuständige Stiftung für Hochschulzulassung musste den Start des Systems auf Grund technischer Probleme zum wiederholten Mal verschieben.

Trotz eines neuen Bewerberrekords blieben im Wintersemester 2011/12 knapp 20.000 Studienplätze in NC-Fächern unbesetzt. Dies entspricht knapp acht Prozent aller zulassungsbeschränkten Studienplätze und bedeutet einen leichten Anstieg gegenüber dem Vorjahr. Der Hauptgrund dafür sind Mehrfachzulassungen: Um den gewünschten Studienplatz zu erhalten, bewerben



Salome Adam

Foto: mdo

sich Interessenten an mehreren Hochschulen. Leistungsstarke Bewerber erhalten dann oft mehrere Zusagen und müssen sich für einen Ort entscheiden. Doch erreichen die Absagen die anderen Hochschulen

oft zu spät, um die ungenutzten Plätze in einem Nachrückfahren erneut zu vergeben.

Dieses Problem sollte eigentlich das zentrale Vergabesystem lösen. Mit dem von Bund und Ländern geförderten Projekt sollten Bewerber die Möglichkeit erhalten sich zentral an mehreren Hochschulen zu bewerben.

Gleichzeitig sollte das System ungenutzte Zulassungen an die Unis zurückmelden, so dass diese Plätze erneut vergeben werden können. Der Start des Systems war ursprünglich für 2010 geplant. Doch auf Grund technischer Probleme wurde die Inbetriebnahme immer wieder verschoben. Nun ist auch ein Start zum Wintersemester 2012/13 hinfällig. Immer noch gibt es Kompatibilitätsprobleme mit den unterschiedlichen EDV-Systemen der

Hochschulen. Besonders Studiengänge mit mehreren Fächern, wie etwa Lehramt, bereiten den Entwicklern Sorgen.

Salome Adam, Vorstandsmitglied des Freien Zusammenschlusses von StudentInnenschaften (FZS) kritisiert die momentane Situation als „Chaos“ und fordert die Bildungsministerin Annette Schavan auf, „jetzt schnell zu handeln und ein Alternativkonzept für die Hochschulzulassung in den nächsten Semestern vorzulegen.“ Denn 2013 lässt der doppelte Abiturjahrgang in Nordrhein-Westfalen eine neue Bewerberpitze erwarten. Ob das zentrale Vergabesystem bis dahin einsatzbereit ist, scheint fraglich. Im kommenden Wintersemester soll zumindest ein Pilotprojekt an mehreren Hochschulen gestartet werden.

Mehmet Dogan

Anzeige



Kabel Deutschland

Achtung! Studenten-Rabatt bei Vorlage des Studentenausweises

Dein persönlicher Ansprechpartner:
Medienberater - Jens Hüttl
Käthe-Kollwitz-Straße 15
04109 Leipzig
Telefon: 0341 4420778
Funk: 0172 7962906
E-Mail: info@kabelfernsehen-leipzig.de

Öffnungszeiten:
Montag bis Freitag 10.00 - 18.00 Uhr

Autorisierter Vertriebspartner, Vertriebsgebiet: 04109, 04105

**Kabel Anschluss | Kabel Digital
Kabel Highspeed | Kabel Phone**

Der Überman-Rhythmus

Studenten verzichten freiwillig auf Schlaf - Langzeitrisiken unbekannt

S tell dir vor, du liegst im Bett, der Wecker klingelt, Zeit aufzustehen. Aber nicht zum ersten, sondern zum sechsten Mal, alle vier Stunden und der Schlaf beschrankt sich auf 20 Minuten. So sieht der Schlafrythmus Sven Leuschner und Florian Golemo aus, wenn die beiden Studenten gerade den Überman-Rhythmus praktizieren.

Dieser erfreut sich unter Internetbloggern immer größerer Beliebtheit. Aber was bewegt jemanden dazu, freiwillig fast gänzlich auf Schlaf zu verzichten? „Florian interessierte sich schon länger für effizientere Studiertechniken. Als er Erfahrungsberichte im Internet entdeckte, erzählte er mir davon und bat mich, bei dem Selbstversuch mitzumachen. Wir waren neugierig, wollten Grenzen testen und unseren Tag effizienter nutzen“, so Sven.

Den ersten Versuch unternahmen sie 2009, jedoch in der vorlesungsfreien Zeit. „Wir wollten erst sehen, ob es funktioniert, bevor wir es im Ernstfall testen“, konstatiert Sven. Allerdings gab es währenddessen auch herbe Rückschläge.

„Der dritte Tag ist immer der schlimmste. Da haben wir damals überschlafen. Gerade der dritte Tag



Sven Leuschner ist bereit zum Power-Napping

Foto: Jana Roßbach

ist wichtig, weil der Körper dann erst auf den Sparmodus umschaltet“, berichtet er. Der Rhythmus ist mit dem eines Neugeborenen vergleichbar, während der Großteil der Bevölkerung acht Stunden täglich schläft. Dieser Schlafrythmus wird als monophasischer Schlaf bezeichnet. In Ländern, in denen Siesta gehalten wird, übt man den biphasischen Schlafrythmus aus.

Überman-Schlafbetonen oft, dass so die für den Kopf weniger

wichtigen Tiefschlafphasen minimiert und die wichtigen REM-Phasen, die Schlafphasen, in denen man träumt, maximiert werden. „Dies stimmt so nicht“, kontert der Schlafrythmusforscher Markus Specht. „Der Körper holt sich auch im Überman-Rhythmus beide Schlafphasen. Denn wir brauchen beides, um morgens erholt aufzustehen.“

Wird die REM-Schlafphase ausgelassen, wie es oft bei Schlafstörungen der Fall ist, sinken Konzentrations- und Gedächtnisleistungen. Bleibt die Frage offen, was dieser Rhythmus mit dem Körper macht.

„Der Überman ist kein klassischer Schlafentzug, da die Schlafphasen nach einem bestimmten Rhythmus erfolgen. Allerdings laufen die Schlafphasen, REM-Schlaf und Tiefschlaf, nicht direkt nacheinander, sondern im Wechsel ab“, erklärt Specht. „Als der Körper an den Rhythmus gewöhnt war, hatten wir morgens meist REM-Phasen und am späten Nachmittag Tiefschlafphasen“, schildert Sven.

Glaubt man Schlafrythmusforschern und Erfahrungsberichten, so funktioniert es tatsächlich. Eine stressgeplagte Gesellschaft wie die unsere hätte endlich die Zeit, um alles zu erledigen, was oft nicht geschafft wird. „Ein Tag wird unglaublich lang. Man schafft wahnsinnig viel und durch den Leistungsdruck

mutmaßt: „Ich glaube nicht, dass sich dieser Rhythmus etablieren würde, weil er einfach zu hart ist.“

Specht zufolge, wäre eine solche Praxis für Menschen mit einem geringeren Schlafbedürfnis praktikabler. Trotzdem glaubt auch er nicht, dass sie sich durchsetzen wird, da der Rhythmus sozial und gesellschaftlich nicht kompatibel sei. Auch Sven bestätigt dies: „Wenn wir feiern waren, sind wir alle vier Stunden in die Campusbibliothek gegangen, um dort 20 Minuten zu schlafen. Es ist eben alles komplizierter. Man braucht auf jeden Fall tolerante Freunde. Der Vorteil allerdings ist, dass man Gesprächsthema Nummer Eins ist und ständig im Mittelpunkt steht.“ Zudem hält Sven so viel Zeit dauerhaft für unnötig: „Ich glaube nicht, dass man langfristig so viel zu tun hat.“

Specht resümiert: „Ich persönlich finde es verlockend, 22 Stunden wach zu sein, mit der Aussicht auf vieles, was ich tun könnte. Allerdings sehe ich auch die noch unerforschten Risiken und wie sich meine Probanden quälen mussten, um wach zu bleiben.“

Langzeitrisiken sind bisher noch unbekannt, da die Probanden fehlen. Sven sieht das entspannter: „Ich kann jedem empfehlen, den Überman einmal auszuprobieren.“

Angélique Auzuret

Mehr Zeit haben für alle und alles

wegen der Prüfungszeit bringt man auch die Motivation auf, währenddessen zu lernen“, meint Sven. All das hört sich nach einer „Zauberformel“ für den leistungsstarken Menschen in einer modernen Gesellschaft an. Jedoch sind beide gegen die Übertragung des Rhythmus auf die gesamte Gesellschaft. Sven

Anzeige

Lassen Sie sich über **Berufseinstiegs- und Entwicklungsmöglichkeiten** beraten. Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

Werden auch Sie eine(r) von uns!

Bewerben Sie sich beim weltweit größten Personaldienstleister.

Wir bieten Ihnen interessante Perspektiven bei renommierten, regionalen Unternehmen und international agierenden Konzernen. Profitieren Sie von gezielter Weiterbildung mit Adecco Career Up.



Eine von uns!

Julia Lehmann, 25, Diplom-Betriebswirtin, Dresden.



Einer von uns!



Eine von uns!



Einer von uns!



Eine von uns!

Adecco Personaldienstleistungen GmbH
Kompetenzbereiche Office und Industrial
Petersstraße 20 • 04109 Leipzig
Telefon 0341 26950-0 • Fax 0341 26950-20
info@adecco.de • adecco.de

Adecco

better work, better life

That's all right

Die fünfziger Jahre sind ihr Leitmotiv - Rockabilly in Leipzig

Subkulturen haben immer den Beigeschmack der Rebellion, Rebellion gegen das Spießbürgertum, gegen die bürokratischen Papiertiger in öffentlichen Ämtern oder einfach gegen das eigene Elternhaus. Doch nur wenige jener Subkulturen entwickeln sich weiter und verlassen ihre Nische gen Mainstream.

Eine jener Subkulturen, die den Weg in die Mitte der Gesellschaft gefunden haben, ist die in den fünfziger Jahren entstandene Rockabilly-Szene. Geprägt durch Musikgrößen wie Bill Haley, Gene Vincent und dem jungen Elvis Presley entwickelte sich eine eigenständige Musikrichtung.

Rockabilly ist heute nicht mehr nur eine Spielart des Rock'n'Roll, sondern ein umfassendes Lebensgefühl, das sich im bürgerlichen Alltag etabliert hat. Es tritt aus dem Schatten der Musik und beweist, dass es auch eine Mode- und Stylingrichtung sein kann. Dabei ist der Fantasie nur eine Grenze gesetzt. Der „Greaser Look“ muss es sein. So gehören Pomade und Haartolle, Blujeans und Fliegerjacken ebenso zum Erscheinungsbild eines Rockabillyanhängers, wie Petticoats, Creepers und Faltenröcke zu jeder echten Rockabella, wie das weibliche Pendant genannt wird.

„Modische Vorbilder habe ich keine, aber ich orientiere mich an

Figuren wie Marilyn Monroe oder Bettie Page“, so Nine, Betreiberin des Bebopalula auf der Karl-Liebknecht-Straße. Doch obwohl sich Rockabilly bereits seit den achtziger Jahren mit der Rockabilly-Revival-Tour in Deutschland zu etablieren versucht und vor allem Anhänger aus jüngeren Generationen gewann, scheint die Leipziger Szene noch in den Kinderschuhen zu stecken.

Locations, wie das Bebopalula – eine Rock'n'Roll Bar im US-Flair der wilden 50er Jahre, aber sind gut be-

Headbanging-Wochenende in Finsterwalde

sucht. „Ich habe großen Zulauf, vorrangig der 20- bis 30-Jährigen, aber es kam auch mal vor, dass sich ältere Herrschaften in meinen Laden verirrt haben, nur weil sie die Musik von früher her kannten“, so Nine.

Neben Tanzabenden, Konzerten von Rockabilly-Revival-Bands und Styling erstreckt sich die Leidenschaft der meisten Rockabilly-Anhänger auf eine weitere Teildisziplin: Oldtimer. Dabei spielen vor allem überregionale Events eine wichtige Rolle, bei denen sich die Szene aus ganz Europa trifft.

So gehört das jährliche Headbanging-Wochenende der Hot Heads East in Finsterwalde zum festen Ter-



Eine Rockabella Foto: S.O. Fotografie

minplan. Hier geht es weniger um die Musik, als vielmehr um die Fahrzeuge der wilden Nachkriegszeit: Die sogenannten Hot Rods sind Teil einer Automobilkultur, die sich bis heute gehalten hat und mit der Rockabilly-Szene Hand in Hand geht. Das ist das Leipzig der wilden 40er und 50er Jahre, das man spätestens bei Kopf-und-Kragen wieder findet: einem Friseur, der nicht nur Pomade im Angebot hat.

Hannes Rother

Ratingagenturen im Zwielficht

Wirtschaftswissenschaftler Gunther Schnabl über die umstrittenen Bonitätsprüfer

Seit Ausbruch der Finanzkrise geraten die sogenannten Ratingagenturen wie Standard & Poor's immer mehr in den Fokus der öffentlichen Kritik. Unter anderem wird ihnen Willkür und Befangenheit vorgeworfen. Die **student!**-Redakteure René Loch und Denis Gießler sprachen mit Gunther Schnabl, Professor am Institut für Wirtschaftspolitik an der Universität Leipzig über Ratingagenturen und die an ihnen geäußerte Kritik.

student!: Ratingagenturen sind derzeit in aller Munde. Aber worum handelt es sich bei ihnen genau?

Schnabl: Sie sind profitorientierte Agenturen, die darauf ausgerichtet sind, Kreditqualität und das Ausfallrisiko von Staaten bei Rückzahlung zu bewerten. Jede Ratingagentur besitzt ihr eigenes Bewertungssystem. Im Wesentlichen geht es von A, dem besten Rating, bis C, dem schlechtesten, welches oftmals mit „sehr hohes Risiko“ charakterisiert wird. Die einzelnen Buchstaben können aber weiter differenziert werden. Ratingagenturen besitzen gewisse Modelle, auf denen ihre Ratings basieren, die im Detail jedoch geheim bleiben. Allerdings wird bekannt gegeben, welche Indikatoren eine Rolle spielen: Schuldenstand, konjunkturelle Lage, Gewinnaussichten und Ähnliches. Objektivität muss dabei oberster Anspruch sein.

student!: Aktuell stehen Ratingagenturen mehr denn je in der Kritik. Können Sie uns dies erläutern? Stimmt es, dass Interessengruppen vor der Krise Ratingagenturen beeinflussten?

Schnabl: Ratingagenturen handeln prozyklisch, im Aufschwung überschätzen sie die Bonität und im Abschwung verstärken sie Risiken. Vorausschauendes Handeln ist nicht möglich: Einerseits hinken die den Ratings zu Grunde liegenden Indikatoren dem Konjunkturzyklus immer ein wenig hinterher und andererseits wäre die Empörung groß, wenn sie einem Unternehmen während eines Aufschwungs eine bevorstehende Krise prophezeien würden. Zurzeit sind beispielsweise die makroökonomischen Indikatoren für Irland schlecht. Es hätte aber sein können, dass das Land ohne Reformen und Sparmaßnahmen noch weiter herabgestuft worden wäre. Außerdem bestehen zwischen Hedgefonds und Ratingagenturen häufig personelle Verstrickungen. Die Wirtschaftswissenschaften bezeichnen das risikoorientierte Handeln der Agenturen als „moralisches Risiko“, da diese mögliche negative Konsequenzen nicht selbst verantworten müssen.

student!: Orientieren sich Ratingagenturen aneinander? Besteht ein Konflikt zwischen objektiver Bewertung und dem Interesse von Unternehmen an guten Rankings?



Ratingagenturen: Fluch oder Segen?

Grafik: Verena Peters

Schnabl: Dass sich Ratingagenturen aneinander orientieren, sollte nicht unterstellt werden, ist aber naheliegend. Ähnlich verhält es sich mit den Konjunkturprognosen der fünf Wirtschaftsweisen. Diese liegen immer ungefähr gleich. Würden sie sich stark unterscheiden, kämen sie unter Rechtfertigungsdruck. Auf derselben Linie zu liegen wie die anderen ist so politisch einfacher. Es ist eine inhärente Kritik an den Ratingagenturen, dass sie von denen bezahlt werden, die sie bewerten. Man könnte deshalb einen Anreiz unterstellen, die Ratings besser ausfallen zu lassen als sie wirklich sind. Außerdem basieren die Ratings ja auf den von Unternehmen zur Verfügung gestell-

ten Indikatoren, die nicht zwangsläufig richtig sein müssen.

student!: Nimmt die US-Politik Einfluss auf die Agenturen oder müssen diese in Zeiten der Finanzkrise als Sündenböcke herhalten?

Schnabl: Wenn man beachtet, dass sich die amerikanischen Finanzmarkt- und Regierungseliten aus ihren gemeinsamen Zeiten in Harvard, Princeton und Stanford gut kennen, könnte man das vermuten. Unterstellen möchte ich das aber nicht. Festzuhalten bleibt, dass Finanzunternehmen, Ratingagenturen, Staaten und Behörden gemeinsame Interessen haben und institutionellen Grenzen nicht klar definiert sind. Die

wahren Probleme liegen aber ganz woanders. Die Agenturen sind sicher ein Teil des Problems, schwimmen sie vielleicht auch, doch die zentrale Frage ist die nach der Herkunft der Wellen. Ratingagenturen sind eher die Überbringer der schlechten Nachrichten und transportieren aus meiner Sicht nur Symptome, die keiner hören will. Eine Zerschlagung der Agenturen würde vielleicht nicht schaden, aber die Probleme liegen wie gesagt woanders.

student!: Macht es Sinn, amerikanische Ratingagenturen auf den amerikanischen Markt zu beschränken und für Europa eigenständige Ratingagenturen zu schaffen?

Schnabl: Was wäre damit gewonnen? Grundsätzlich ist mehr Wettbewerb gut. Allerdings machen sie ja alle das Gleiche, womit die Transaktionskosten steigen und somit gegen den Markt gearbeitet wird. Wenn es einer macht, sind die Kosten am Niedrigsten. Zwischen den Zeilen wird ja kommuniziert, dass die US-Ratingagenturen dem US-Interesse dienen. Ob das stimmt, weiß ich nicht. Auch könnte man den Vorschlag der USA, die Daten der OECD in den Rankings stärker zu berücksichtigen, umsetzen. Das wäre dann so etwas wie eine öffentliche Ratingagentur. Die OECD hat die Krise auch nicht prognostiziert, aber ein Fortschritt wäre dies aber allemal.

Vertiefte Selbsterkenntnis

Onlineplattform für psychologische Tests dient der Forschung

Ende vergangenen Jahres stellte die Universität Münster das Online-Panel „PsyWeb“ vor, ein Gemeinschaftsprojekt mit der Universität Leipzig und der Hochschule Osnabrück.

Interessierten stehen psychologische Fragebögen zu Themen wie Persönlichkeitsmerkmale, Aufschiebeverhalten und Alkoholkonsum zur Verfügung. Im Gegensatz zu den bekannten Selbsttests aus diversen Frauenzeitschriften handelt es sich hierbei um von Psychologen entwickelte, empirisch fundierte Methoden. Zusätzlich werden von Zeit zu Zeit Einladungen zu Studien der drei beteiligten Hochschulen versendet.

PsyWeb dient damit als Mittler zwischen den Hochschulen und potentiellen Versuchspersonen, ohne selbst Forschungsdaten zu spei-

koordinieren zufolge garantiert. Was für den Nutzer ein unterhaltsamer Weg zur vertieften Selbsterkenntnis sein kann, hat für Forschende einen ernstesten Hintergrund: Eine amerikanische Studie von Henrich, Heine und Norenzayan aus dem Jahr 2010 ergab, dass fast jede siebte getestete Person selbst Psychologie studiert. Ursache sind die Versuchspersonenstunden, die im Rahmen des Studiums absolviert werden müssen. An der Uni Leipzig müssen Studenten im Bachelorstudiengang Psychologie 30 Stunden in den ersten drei Semestern ableisten. Diese Art der Stichprobengewinnung mag zwar bequem sein, gefährdet jedoch die Repräsentativität der Daten.

Meinard Theilsch, Koordinator des Projekts an der Uni Münster, sieht im Online-Panel einen Ausweg: „Drei von vier Deutschen sind inzwischen online. Ausnahmen sind Kleinkinder, an denen meistens keine Daten erhoben werden dürfen, und teilweise noch Senioren. Durch Mixbefragungen, also zum Beispiel Telefonbefragung auf Basis des Telefonbuchs und Internetstudien lassen sich Daten erheben, die für die meisten Zwecke ausreichen.“

Auch am psychologischen Institut Leipzig und Forschungsinstitutionen wie dem Max-Planck-Institut für

Kognitions- und Neurowissenschaften versucht man über Aufwandsentschädigungen, Personen für Versuche vor Ort zu gewinnen.

Allerdings werden sowohl über das Online-Panel als auch über die Anmeldeformulare der entsprechen-

Industriestaaten überrepräsentiert

den Einrichtungen bevorzugt gebildet, an Themen der Psychologie und Forschung im Allgemeinen interessierte Probanden gewonnen.

Noch viel gravierender wird das Problem, wenn man die globale Gültigkeit sogenannter Grundlagenforschung untersucht. Eine Studie kommt zu dem Ergebnis, dass 96 Prozent der Versuchspersonen aus westlichen Industriestaaten stammen, die weniger als ein Achtel der Weltbevölkerung ausmachen. Manche Vorstellungen zur menschlichen Wahrnehmung, dem Verhalten und der Entwicklung, die jetzt noch als gesichert gelten, könnten sich also als nur für eine globale Minderheit gültig erweisen.

Julia Rohrer

www.uni-muenster.de/PsyWeb

Menschenaffen

Neue Studie zu effektivem Artenschutz

Wie zahlreiche andere Tierarten sind auch die nächsten Verwandten des Menschen akut vom Aussterben bedroht. Die vorwiegend in Afrika lebenden Menschenaffenarten Gorillas, Schimpansen und Bonobos sind seit langem Opfer von Klimawandel, Umweltzerstörung und Wilderern. Doch wie lässt sich diese bedrohliche Entwicklung aufhalten?

Wissenschaftler des Leipziger Max-Planck-Institutes setzten sich in Zusammenarbeit mit Feldforschern und Verwaltern afrikanischer Nationalparks in einer Langzeitstudie intensiv mit dieser Frage auseinander.

Die Auswertung der von 1990 bis 2009 erhobenen Daten aus 109 Verwaltungsdistrikten in 16 west-, ost- und zentralafrikanischen Ländern ergab, dass sich langfristige Präsenz von lokalen und internationalen Nichtregierungsorganisationen und konsequente Strafverfolgung von Wilderern positiv auf die Populationsentwicklung der gefährdeten Arten auswirken. Neben diesen Faktoren sind auch Tourismus und Forschung ausschlaggebende Elemente für eine Verbesserung des Artenschutzes.

Dagegen räumt die Studie mit der lange Zeit für wahr erachteten Ver-

mutung auf, dass nationale Entwicklung und eine hohe Bevölkerungsdichte die bedrohten Arten vor dem Aussterben schützen würden. Vielmehr hatten diese einen negativen Effekt auf die Entwicklung der Gorilla, Schimpansen- und Bonobobestände.

Sandra Tranquille, Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie, konstatiert: „Die Ergebnisse bringen den quantitativen Beweis, dass das Risiko für Menschenaffen dort am höchsten ist, wo Wildhüter- und Polizeipräsenz fehlen.“ Für sie steht fest, dass langfristig angelegte Schutzmaßnahmen die Wahrscheinlichkeit eines Aussterbens der bedrohten Menschenaffen erheblich verringern können.

Die beteiligten Forscher sprachen sich für die Erhebung mehrerer Studien dieser Art aus, um eine bessere Vorstellung davon zu gewinnen, welche Schutzmaßnahmen sich als nützlich erweisen und in welche Unternehmen verstärkt investiert werden sollte. Darüber hinaus seien ständiges Beobachten der Menschenaffenpopulationen sowie ihrer Bedrohungen notwendig, um das Überleben der nächsten Verwandten der Menschen zu gewährleisten.

Franziska Gräfenhan

Garantiert sichere Datenübertragung

chern. Als Nutzer hat man stets die Auswahl, ob man eine persönliche Rückmeldung zu seinen Ergebnissen möchte und ob die Daten anonym verknüpft und für die Forschung verwendet werden dürfen. Die sichere Datenübertragung wird dem Projekt-

Der große Kolumnenwettbewerb:

Auf Seite 4 gab Martin Engelhaus seine vorerst letzte **student!**-Kolumne zum Besten. Aber wer wird in seine Fußstapfen treten? Zehn Autoren haben die Herausforderung an- und die Feder in die Hand genommen, um den heiß begehrten Platz als Kolumnenschreiber zu ergattern. Doch nur die Leser sollen darüber ent-

scheiden, welche Kolumne die beste ist. Schickt uns eine E-Mail an thema@student-leipzig.de, schreibt in den Betreff den Namen des Autors und bestimmt so, an wen der neue Kolumnistenposten geht. Unter allen Einsendungen verlosen wir exklusiv eine hochwertige **student!**-Umhängetasche.



2012

„Oh Hunabku!“, rief ich aus, als ich im Buchladen stand, um einen Kalender für dieses Jahr zu kaufen. „Da wird ja der Kakao in der Mühle verrückt. Da kriegt ja der Mais 'ne Meise, steigt im Preise. Da wird ja El Dorado zum Ort der Verschwiegenheit und alle Tortillas verbrennen leise!“ Verzeihung liebe Leserschaft, manchmal vergess ich mich, wenn Entsetzen heißer gegessen als hochgekocht wird und die vielen, verdorbenen Köche sich zu Brei schlagen. Überallher sprang mich die Zahl an: 2012! Das letzte Jahr. Das Ende allen Endens. Das Eintreten ins Nichts! Doch dann fiel mir grad noch so ein, dass ich kein Maya bin. „Huracan sei Dank!“ Deshalb habe ich mich, nachdem ich ohne Kalender wieder zu Hause anlangte, mal näher mit der Materie befasst. So las ich bei Nostradamus nach. Der schrieb nun, dass ich einen anderen Propheten fragen solle. Also malte ich Kachelmann, doch der retournierte nur, dass es am 21. Dezember 2012 mit zehn Prozent Wahrscheinlichkeit regnen wird, wieder keine weiße Weihnacht, bei Lichte betrachtet, auch kein Weltuntergang. Stattdessen nahm ich den Bibel Code zur Hand und er führte mir vor Augen, dass ein zerbrochener Komet Namens Melancholia ..., oder nein, da bring ich, glaub ich, was dazwischen. Jedenfalls würde der Mond lüstern auf Kirsten Dunst herabfallen ..., doch nein: „Herabschauen!“, also sprach Zarathustra! Er schaut ja nur lüstern ..., der glückliche Mistkerl. All dies fundierte Wissen übergab ich nun Johannes. Dieser gestand nun, auch er habe eine Offenbarung gehabt. Sie kam ihm, als Homer aus seinem Buch Apu über die Kalypso vorlas. Wie dieser Odysseus, na ja, man kennt das ja ... Also jedenfalls kam in diesem Moment der Klarheit, der als „Apu Kalypso“ durch Hannes benannt wurde, das folgende über ihn: „Der Messias wird die Welt verwandeln!!!“ Aber er weiß noch nicht, in was. Doch es ist ja nicht mehr lang hin, bis wir es erfahren. Wie spannend! Als ich dann bei den Kalenderherstellern nach Hinweisen auf eine Verschwörung suchte, hab ich erfahren, dass auch 2013er Kalender geplant sind. Wie beruhigend! Ich habe einen vorbestellt, sicher ist sicher. **Thomas Trelchel**

Flyerwirtschaft

Dinge, die ich hasse, der Tragödie erster Teil. Wer kennt das nicht, man radelt locker leicht zur ersten Vorlesung am Morgen mit der schlimmen Voraussicht, dass dies ein ganz schrecklicher Tag werden wird. Nicht etwa der Vorlesung wegen, in der man das Schreibpult eh nur als Kopfkissenersatz missbrauchen wird, sondern aus dem Wissen um das zwanghafte Mitteilungsbedürfnis einiger Mitmenschen heraus. Dabei beginnt der Kampf Mensch gegen Mensch, die scheinbar nur ein Fetzen Papier voneinander trennt, direkt vor der Uni. Man hat sein Fahrrad kaum an der nächsten freien Straßenlaterne angeschlossen (die allein in Leipzig zu finden übrigens schon ein Kunststück darstellt), da wird einem schon ein Flyer ins Gesicht gedrückt. Den menschlichen Urinstinkt, bei kostenfreien Angeboten begierig zu zuschlagen, unterdrückend, lehne ich meist dankend ab und verziehe mich in Richtung Campus.

Doch was sollen eigentlich diese kleinen Zettel, die da ständig mein Blickfeld peripher schneiden? Was interessiert es mich, dass „Jesus Christus ein Punkrocker“ war oder die Tatsache, dass Coca-Cola in Kolumbien Gewerkschafter ermorden ließ. Zuweilen appelliert man an das menschliche Pflichtbewusstsein, etwas zu unternehmen gegen Tiersuche, gegen den Überwachungsstaat, gegen Pelzträger und gegen die drohende nukleare Apokalypse. Selbstverständlich auch gegen die globale Erwärmung, gegen Fleischfresser und die Beschneidung der studentischen Freiheit, die bei dem ein oder anderen schon daran scheitert, dass er seine Füße noch unter Mamas Tisch steckt. Ob man schon von der neuen Internet-Flat gehört hat oder einen günstigen Privatkredit aufnehmen möchte? Und man solle sich doch bitte in Acht nehmen vor der Finanzkrise, vor dem Ende der Rückmeldefrist und vor den bösen Burschenschaftlern, aber bitte eine Petition zur „Legalisierung von Marihuana“ unterschreiben. Bei solch einem Anflug von Informationen gerät der Tag an der Universität zu einem wahren Spießrutenlauf, an dessen Ende immer das selbe traurige Bild steht. Mein Fahrrad übersät mit Werbung und einem völlig zugemüllten Gepäckträger.

Hannes Rother



3 Jahre bis 30

Ich werde alt. Das merke ich immer öfter. Zum Beispiel, wenn ich die vielen 18- und 19-Jährigen auf dem Campus sehe. Dann fällt mir ein, dass ich nicht mehr dazu gehöre, dass mittlerweile die Mehrheit der Studenten jünger sein dürfte als ich. Und wenn ich mit ihnen rede und sie aktuelle Youtubeclips kennen und ich sie höchstens damit verblüffe, dass Stefan Raab früher auf Viva lief, schleicht sich die Gewissheit ein: Oh Gott, ich werde alt! So auch als ich dachte, einen neuen coolen Radiosender gefunden zu haben. Und dann merkte, dass es MDR 1 war. Der einzige Trost ist, dass jeder solche Momente erlebt. Etwa meine Redaktionskollegin, als sie von einem Kommilitonen gesiezt wurde. Richtig dicke kam es letzten Monat für meine beste Freundin. Sie wurde 30. Und im Vorfeld panisch. „Mindestens ein Drittel meines Lebens ist vorbei. Müsste ich nicht schon einen besseren Job, eine größere Wohnung, einen Mann und mindestens ein Kind haben?“, zweifelte sie am Telefon. Meine Mutter meint, „30 werden ist nicht schlimm, 40 auch nicht. Aber 50, das ist schlimm.“ Mama wird in zwei Monaten 50. Ich sage, alt wirst du, wenn es nicht länger cool ist, alter zu werden. Mit 13 das erste Mal in die Disco. Mit 16 Personalausweis. Mit 18 Führerschein, wählen und Schnaps trinken dürfen. Hatte was – diese Rituale, mit denen man Stück für Stück in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen wird. Alles gar nicht wahr. Die echten Rituale kommen später. Ohne Vorbereitung. Zum ersten Mal Steuern zahlen, war so eines für mich. Als ich im Volontariat auf die Lohnabrechnung schaute und die Abzüge addierte, wurde mir flau im Magen. Wenn du schreiben möchtest, aber nur noch kotzen könntest, hast du Steuern gezahlt. Seitdem empfinde ich Mitgefühl, wann immer jemand über Steuern klagt. Nach solchen Momenten ist die Welt ein bisschen grauer, dann ist man erwachsener als zuvor. Das Altern passiert eher nebenher. Und wenn ich die vielen 18- und 19-Jährigen sehe und daran denke, was sie alles noch durchmachen müssen, bis sie so erwachsen sind wie ich, dann stört es mich nicht, dass ich selbst in drei Jahren 30 werde. **Eva-Maria Kasimir**

Allogrooming

2012: Viel Sport, mehr lernen, viel Obst und Gemüse, nicht mehr sinnlos betrinken und nicht mehr lästern. Warum nicht mehr lästern? Lästern ist eine Unart, die längst als salonfähig gilt. In der Uni, im Freundeskreis, in den Medien: Überall wird geklatscht und getratscht. Dabei ist die moralische Lage eigentlich klar. Lästern ist keine Tugend! Lästere ich, riskiere ich zum Beispiel mein gutes Karma und damit meinen kastentechnischen Aufstieg. Lästere ich, verlasse ich den Edlen Achtfachen Pfad ins Nirvana. Lästere ich, begehe ich Sünde Nummer 33 gemäß Mohammed. Lästere ich ... ich bin nicht thora-fest, aber ich schätze Mal, lästern ist nicht koscher. Herr, behüte meinen Mund und bewahre meine Lippen! (Psalm 141,3) Und, für mich als Nicht-Hindu / Buddhistin / Muslima / Jüdin / Christin: Ich mag es nicht, wenn andere über mich schlecht reden – konsequenterweise sollte ich dann auch nicht schlecht über andere reden! Natürlich sind Religion und Moral nicht mehr das Maß aller Dinge im modernen Studentinnenleben, deswegen interessiert mich, was die empirischen Wissenschaftler zum Thema sagen. Diese meinen nun allerdings, dass Lästern der sozialen Fitness einer Gruppe dient; es schweiß die Mitglieder zusammen und enttarnt Schmarotzer. Damit steht es in der Tradition des Allogroomings, des wechselseitigen Lausens der Primaten. Wenn ich nicht mehr lästere, verhalte ich mich also nicht wie angenehmen sozial, im Gegenteil: Am Ende bin ich ein trauriges, verlaustes Affchen, das am Rande seiner Gruppe einsam eine Banane mampft („viel Obst und Gemüse“). Mein Neujahrsvorsatz könnte also nach hinten losgehen. Also einfach streichen? Mitnichten! Ganz wohl ist mir beim ungebremsten Lästern trotzdem nicht. Wie in so vielen Dingen bleibt der goldene Mittelweg: Ein bisschen Lästern, nicht zu viel und nicht zu wenig. Überhaupt wird man durch Perfektionismus nur zur Spaßbremse! Bevor ich sozial unverträglich werde, revidiere ich lieber meine Vorsätze.

2012: ein bisschen Sport, ab und zu lernen, manchmal Obst und Gemüse, seltener sinnlos betrinken und weiterhin lästern. Aber nur ein bisschen! **Julia Rohrer**



Diogenes

Letztens kaute ich kurz auf dem Gummiknochen der Weisheit. Und das ausgerechnet im Stuk, wohin ich aufgrund silbersterner Vorsätze nie wieder gehen wollte. Ein anderer naiver Vorsatz ließ mich den Abend dort nüchtern (!) zubringen. Dabei analysierte ich das Balzverhalten der alkoholisierten Besucher und stellte fest, dass sich Homo sapiens lipziensis auch im Zustand von enthemmter alkoholischer Schamlosigkeit oft schwer tut, zwischenmenschliche Bedürfnisse zu kommunizieren. Zwar deutet die steigende Einwohnerzahl der Stadt nicht auf artbedrohende Ausmaße hin. Man könnte es aber auch viel einfacher haben. Schauen wir uns zum Beispiel den besten Freund des Menschen an. Dieser ist, was niemandem wundert, nicht etwa ein anderer Mensch oder sonst eine über die eigene Existenz grübelnde Spezies, sondern der Hund. Der Hund rasiert sich nicht regelmäßig (Pudel wenigstens nicht sich selbst), trägt keine Hosen, erwirft kein Bruttosozialprodukt und wirkt auch sonst, als wäre Connewitz der Stadtteil seiner Wahl. Zur Kommunikation genügt ihm eine global verstandene Mischung aus Verhalten und Schnüffeln. Eben jene ging dem Menschen bei der Entwicklung von komplizierten Dingen wie Satzbau und Smartphone fast gänzlich verloren. Einfachheit ging, Einsamkeit kam. Das ist traurig. Das Resultat kann man jeden Abend in Club und Bar der Wahl beobachten und ist an gestelzter Absurdität kaum zu überbieten. Und das, obwohl der Alkohol den Menschen näher an seine tierische Natur zurück führen sollte. Daher kann es nur helfen, sich am Konzept des Hundes zu orientieren: gegenseitiges Beschüffeln zum Abgleich der Paarungsbereitschaft und des Genpools des Partners. Ohne Verschleierung durch sexistisch beworbene Duftersatzstoffe. Keine albern sozialen Konstrukte beherrschen mehr die Konversation. Der Hund zeigt unkompliziert und unmissverständlich Laune, Paarungsbereitschaft und Einstellung gegenüber anderen. Von deren Urteil lässt er sich sein Ego dann weder ankratzen noch aufblasen. Von Hunden lernen: Schmeiß dein Smartphone weg und kauf dir einen Gummiknochen. **Patrick Salzer**

Partypeople

Ein zersprengtes Haus, davor schreiende Menschen aufgenommen mit einer Handkamera. Schnitt. Eine zerstörte Landschaft, wieder Schnitt, jemand im Anzug sagt vier Worte, aus einer Rede gerissen. Ein neuer Actionfilm? Nein, es sind die heute-Nachrichten, zerschnipselt wie eine Hollywoodproduktion. Schnitt. Wir sehen eine Menschenmasse, vor ihnen ein großer Lautsprecherwagen aus dem in voller Lautstärke Elektromusik wummert, hinter ihnen tanzende junge Menschen, einige mit Bier in der Hand. Eine Raveparty oder der CSD? Nein, es handelt sich um die letzte Studentendemo gegen Kürzungen, wo ist egal, die Bildungslandschaft sieht eh überall trostlos aus. Wieder Schnitt, man sieht halbnackte Männer und Frauen, die Kälte stapfen, breit angemalt. Fastnacht, Swingerparty? Nein, ein Slutwalk, gegen sexuelle Belästigung. Als unattraktiver, metalhörender Misanthrop mit einer Vorliebe für gemüthliche einderliche Informationsverarbeitung fühle ich mich ausgegrenzt. Will ich gegen das sächsische Verständnis von Bildung protestieren, muss ich mich auf eine Elektroparty begeben, finde ich sexuelle Belästigung doof, muss ich erstmal ins Fitnesscenter, um niemanden einen Schrecken einzujagen und für die Nachrichten in der Glotze muss ich Popcorn bereitstellen, um sie voll und ganz genießen zu können. Vielleicht bin ich ein weltfremder Opa, aber als Kind habe ich gehört, dass Inhalt wichtiger sei als Präsentation. Wenn sich eine Protestveranstaltung nicht mehr richtig von einer Raveparty oder einem Camp für verkappte Künstler und Hippies unterscheidet, kommt wohl heute keiner mehr, ganz nach dem Motto „Die Jugend ist eh entpolitisiert, holen wir stattdessen halt die Partypeople.“ BMW hat diesen Trend bereits erkannt und wirbt Praktikanten mit schlechtem Hip-Hop statt mit uninspirierten Versprechungen wie „Sie werden für ihre Arbeit hier sogar bezahlt!“ Das Volk will an jeder Front unterhalten werden. Auch dann, wenn es um ernste Dinge geht, sonst bewegt es sich nicht. Wie wärs mit einer Kuchenschlacht im Bundestag? Mario Barth als Bundespräsident? Vielleicht interessiert die Inszenierung ja die Partypeople.

Martin Peters



Die Fete

Geburtstagsfeten sind eine feine Sache. Es fängt an mit originellen Einladungen, wie Letztens zum „Tanzen, turteln, Topf schlagen“ bei einer alten Freundin. Nennen wir sie Luzie. Luzie habe ich lange nicht gesehen, der Abend ist frei, also auf geht's. Auf dem Weg begegnet mir die Erinnerung an frühere Geburtstagsfeiern, vergnügte Nachmittage mit Kuchen und Orangensalbei, später im Jugendraum der Biermisch zu Rock aus den 80ern, heute entweder Ausgehen, gemütlicher WG-Budenzauber oder beides. Viel hat sich nicht geändert: Ob Limo und Kuchen oder Gin Tonic und Chips, kombiniert mit der richtigen Geburtstagsgesellschaft und Musik ist die Sache perfekt. Doch an diesem Abend entdeckte ich noch so manch anderen wichtigen Grundsatz. Elementar ist die Anwesenheit des Geburtstagskinds. Als ich um 23.45 Uhr bei Luzie ankam, ist sie zwischen den zahlreichen Gästen nirgends zu entdecken. Es ist tropisch warm. Ein Langhaariger und ein buntes Comic-T-Shirt richten ihre ungeteilte Aufmerksamkeit auf die Playstation-Konsole. Luzie habe sich bereits vor zwei Stunden mit Unwohlsein zurückgezogen, höre ich. Die mitgebrachte Schokolade stelle ich also zur Seite und hole den Sekt heraus. Dann eben Self Service. Um fünf vor zwölf taucht das Fast-Geburtstagskind auf und wandert mit alkoholinduziertem Tunnelblick direkt an mir vorbei. Auch späte Gäste schätzen es, begrüßt zu werden! Um Mitternacht beginnt das große Umarmen. Sogar Comic Boy steht von der Konsole auf und entpuppt sich mit einem filmreifen Kuss als Luzies neue Flamme. Es wird angestoßen, Geschenkübergabe, wo ist die Schokolade? Auf dem Eckstisch finde ich die fast leere Schachtel. Geschenke sollte man wohl besser nicht aus den Augen lassen. Doch es wird gelacht und getanz und das letzte Stück Schokolade geteilt. Irgendwann ist auch die Gastgeberin wieder dabei. Es ist trotz allem – oder gerade deshalb – eine „gelle Fete, ich zünd“ noch eine Rakete“ singt Rainald Grebe auf dem Heimweg und liefert ganz nebenbei die ultimative Definition einer gelungenen Party. Ich schlage alle Grundsätze in den Wind und schaue der Rakete nach. **Amlina Kreusch**

Hot Or Not

Die Frage die ich diesen Zeilen vorstellen möchte ist: Warum zum Teufel tragen Menschen Pullover die aussehen wie die Topflappen meiner Großmutter? Eine Erklärung kann sein, dass es mittlerweile mehr Second-Hand-Läden als Bäckereien gibt. In den letzten beiden Jahren ist die Dichte an Second-Hand-Läden allein im Leipziger Westen um gefühlte 500 Prozent gestiegen. In schönen Ladenlokalen, wie gemacht für Kneipen, findet man mittlerweile die Mode der letzten Jahrzehnte, vor allem aber bunte, muffige Nylonteile, die wohl noch nie besonders in gewesen sind. Also rein modetechnisch bin ich eigentlich sehr flexibel. Muss ja nicht immer alles so eintönig sein. Aber manchmal wünsche ich mir wirklich die konservative Kleidungsordnung der 50er zurück. Beim letzten Diabend bei den Großeltern konnte ich feststellen, dass mein Opa damals zum Wandern einen schicken Anzug trug. Worum es eigentlich geht, hat sich letzters in Bayern zugetragen. Auf einem belebten Platz schaute ich mich um und dann das. Eben dieser gemusterte Pullover stach mir ins Auge. Gestrickt aus fester Wolle in den Farben gelb, rot und königsblau. Innerhalb von Sekunden fiel mir ein, woher ich diese Farbkombination kenne. Aus der Küche meiner Oma. Dort liegen, seit ich denken kann, diese gehakelten Dinger, damit man sich die Finger nicht verbrennt, wenn man etwas aus dem Ofen holt. Auf die Idee, dass jemand diese Farbkombination als Kleidungsstück tragen würde, wäre ich im Traum nicht gekommen. Denn das ist nicht mal 80er. Ich musste an die ganzen gescheiterten Kneipen denken, in denen jetzt Vintageklamotten verkauft werden. Hipster hin oder her, irgendwann kann man auch über Geschmack nicht mehr streiten. Andererseits: Wenn die letzte Möglichkeit sich klamottenmäßig abzugrenzen, bunte Häkelpullis sind, kann es so schlecht nicht stehen. Da muss schon sehr viel Toleranz da sein. Nächstens werde ich auf alle Fälle die ganzen muffig, süßlich riechenden Second-Hand-Läden, in denen man immer an Mottenkugeln denken muss, in meiner Nachbarschaft nach einem solchen Pulli durchstöbern. Damit erschreck ich dann meine Oma. **Simone Bächle**

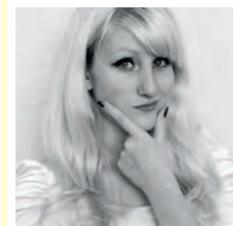


Angst?

Wer kennt es nicht? Ein braunes Gesicht, schwarze Haare und einen langen Bart. Ab und an sieht man es in der Stadt und schaut ihm auch mal gerne hinter her. Man könnte denken, ein Außerirdischer. Seine Welt scheint unbegreiflich zu sein. Allein das Aussehen schüchtert ein. Eine Begegnung – unvorstellbar. Beobachten und sehen, was geschieht. Ansprechen? Nein, auf keinen Fall. Wagschauen? Geht auch nicht. Das Objekt ist zu interessant. Nicht nur in der Stadt begegnet man ihnen. Auch im Zug. ICE 165577 nach Wiesbaden. Der Nachbarsitzplatz ist frei. Wie lange? Nicht lange. Das Objekt nimmt Platz. Was nun? Aufstehen und einen neuen Platz suchen? Der Zug ist voll. Kein freier Sitzplatz. Alternative? Keine vorhanden. Was nun? Aufstehen und im Durchgang stehen? Warum nicht? Besser als sitzen zu bleiben. Ein Blick ins Bord Bistro. Essen gibt es nicht. Kühlung ausgefallen, Ihre Deutsche Bahn. Zurück zum Stehplatz im Durchgang. Das Objekt beobachten. Es telefoniert. Alle Plätze noch immer belegt. Die Zeit vergeht. Nächster Halt: Fulda, Ausstieg Fahrtrichtung rechts. Das Objekt steht auf. Die Sachen bleiben. Schade. Einige Passagiere steigen ein und andere aus. Das Objekt ist an der Tür. Was nun? Es steht neben mir. Dann taucht ein Pizzaservice auf. Das Objekt hat sich eine Pizza an den Zug bestellt. Es bezahlt und lächelt. Sein ganzes Gesicht scheint sympathisch. Am Sitzplatz ist es seine Pizza. Die anderen Passagiere lachen und nuscheln, „Was für eine Idee! Pizzaservice an den Zug.“ Es, das Objekt, ist noch immer interessant. Zu einer anderen Zeit, an einem anderen Ort. Im Schwimmbad sieht man es auch. Immer im Blick. Man weiß ja nie. Es steigt ins Wasser. Beobachten. Es kann schwimmen. Panik. Was nun? Schnell das Wasser verlassen. Beobachten, was die anderen machen. Sofort aus dem Wasser. Wieso? Das Objekt schwimmt und schwimmt. Es merkt nichts. Vielleicht doch? Es reagiert nicht. Es schwimmt in aller Ruhe und Freude. Die dritte Bahn. Das Becken leert sich. Kinder spielen miteinander. Eltern nuscheln miteinander. Eines der Kinder schreit: „Wer hat Angst vorm Terroristen?“ **Mehmet Dogan**

Fernweh

Ich hab den Realitäts-Blues, eine postvakationale Depression sozusagen. Diese Traurigkeit, die immer nach schönen Urlauben einsetzt – und eigentlich ist jeder Urlaub schön, solange man nicht überfallen, komplett ausgeraubt, verhaftet oder ins Krankenhaus eingeliefert wird. Aufgrund bemerkenswerter Verdrängungsmechanismen im Gehirn sind aber weniger schwerwiegende Unannehmlichkeiten schnell vergessen und zurück bleibt nur die Erinnerung an Sonne, Strand und die Leichtigkeit des Seins. Blöd nur: Wie schön das alles war, merkt man viel zu oft erst auf dem Heimweg. Dann gerät man in diesen merkwürdigen Schwebezustand, weil man leider nicht mehr weg, aber auch noch längst nicht wieder da ist. Dann erscheint die eigene Wohnung fremd und man selbst irgendwie fehlt am Platz. Dann zupft die Melancholie am Armel und das Vermissen beginnt. Die Urlaubsroutine gilt nicht mehr, der alte Trost fordert ein paar Tage Eingewöhnung. Denn kehrt man zurück, merkt man erst einmal, wie nervenzehrend und durchschnittlich der eigene Alltag wirklich ist und wie spannend und vielfältig die große, weite Welt da draußen. Das schlimmste Gefühl: die Zeit nicht genügend genutzt zu haben. Der genagelte Konjunktiv steigert den Wiederholungsbedarf ins Unermessliche. Ärgerlich, dass man selbst im Urlaub noch ein paar Tage braucht, bis man nicht mehr daran denkt, was für ein Stress ein in der Heimat anschließend erwartet. Liegt das Gehirn zu guter Letzt im Hängematten-Modus, ist die Zeit der Entspannung fast schon wieder vorbei. Erstens auf der To-Do-Liste: endlich lernen, den Moment zu genießen. Natürlich nicht nur in der Ferne, auch hier. Was macht das bloß so schwer? Ist „erst das Negative sehen“ eine Mentalitätsfrage (Max Mustermann aus Jammertal), urzeitliches Verhalten (à la Gefahrencheck, ehe man bemerkt, dass eine simple Frucht 'ne ziemlich leckere Sache ist) oder Folge von Überfluss und Hektik unserer Zeit? Ich weiß nur: Fremde Kulturen entdecken und Seele baumeln lassen ist das schönste Gegenmittel gegen Alltagsfrust und Schwarzmalerei. Deshalb Pflichtpunkt zwei: ganz bald wieder verreisen. **Friederike Ostwald**



Kostprobe



Foto: Oktoberpromotion

Schwedenpop

Auf der Suche nach neuen Sternen am Indie-Himmel lohnt sich immer ein Blick ans schwedische Firmament. Ein neuer Stern beginnt dort ab dem 20. Januar zu leuchten, wenn das neue Album der schwedischen Indie-Pop-Band „You Say France & I Whistle“ erscheint. Die Band mit dem sperrigen Namen kommt mit „Angry Men“ alles andere als sperrig daher. Der sommerliche Flair in Lo-Fi-Atmosphäre erinnert an Landsleute wie Friska Viljor und die Shout Out Louds. Die Songs treffen zielgenau den Punkt. Langgezogene Vokale, drei sich gelegentlich überschlagende, hysterisch heulende, wütende Stimmen, die nicht satt werden, lösen sich mit stampfenden Drum- und Bass-Lines ab. Eine aufgeweckte Gitarre trifft ein Waschbrett: handgemachte Pop, der nicht langweilig wird. Den ersten Höhepunkt erlebt der Hörer bereits beim zweiten Track „Attaboy“, wenn die treibende Bassdrum unterstützt vom eingängigen Bass und dem Keyboard-Synthie-Sound einem Beine macht: „Life in The Fast Lane“-der Text ist Programm. Sitzenbleiben verboten. Es folgen einige weitere temperamentvolle Stücke, bis man bei „OMG“ auf Gesellschaftskritik trifft, die im ersten Moment so gar nicht zur fröhlichen Musik passen will: „Oh My God, We Never Seem to Get Enough“ heißt es dort. Begleitet wird das von einem leichtem Beat und einem schönen Chor, der auf Anheiß im Ohr bleibt. In „I'm on Your Side“, dem zwölften Song, klumpert die Gitarre dann so daher, als hätte sich ein „Vampire Weekend“-Lied auf die CD verirrt und Ezra Koenig würde gleich seine markante, etwas arrogant klingende Stimme erheben. Stattdessen baut der Song sich langsam auf, der Refrain schwillt an, ein Chor löst die Stimme von Ida Hedene ab, eine Melodika leitet leise aus, dann beginnt das Ganze erneut. Nach 14 Tracks ist man fast traurig, dass es nicht weitergeht. Wer aber noch nicht genug hat, hat die Möglichkeit die fünf Schweden am 27. Januar im Werk 2 live zu sehen. Die Hoffnung, dass die Band auch über Bühnenpotential verfügt, ist nicht unbegründet. Zu sehen waren YSF&IW zuletzt auf der Fashion Week in Mailand. Für dieses Jahr sind sie für das renommierte SXSW-Festival bestätigt.

Jakob Simmank

You Say France & I Whistle - Angry Men steht ab 20. Januar in den Regalen.

Headliner
21.30 Uhr

Als vor nur einem Jahr alles begann, war ihr Proberaum gerade mal zwölf Quadratmeter klein, hatte weder Toilette noch Heizung. Es war Winter, also stellten sie einen Propangasofen auf. Nach der Hälfte des Abends konnten die sechs Musiker dann doch noch frostfrei aufspielen. Mittlerweile probt das „Mi[ks]ton Jazztett“ auf 50 Quadratmetern in einem Industriekeller in Plagwitz. Jeden Dienstagabend studiert die Leipziger Band ihren Progressive/Sophisticated Jazz ein, der vor allem auch von seinen Elektro- und Weltmusikeinflüssen lebt.

Mi[ks]ton Jazztett: Das sind Birgit Horn an der Trompete und dem Flügelhorn, Ondrej Brinkel am Saxophon, Nils Bergmann an der Posaune, Steffi Püschmann an Schlagzeug und Percussions, Michael Kullmann am Bass und Erik Wiedemann an der Gitarre. Die Idee, eine Band zu gründen, war Birgits Souvenir, als sie 2010 von einer Weltreise zurückkehrte. Mit ihrem Kollegen Ondrej von der MSL Big Band gründete sie im Winter 2010/11 das Projekt, das später Mi[ks]ton Jazztett heißen sollte. Zunächst holten die beiden ihren Freund Micha an den Bass. Erik und Nils kannte Birgit wiederum aus der UniBigBand Leipzig. Als letztes Mitglied stieß die Ethnologiestudentin Steffi zum Jazztett.

„Wir haben keinen klassischen Swing dabei, sondern das sind alles gerade Sachen mit Einflüssen des



Das Jazzsextett „Mi[ks]ton“

Foto: privat

Drum 'n' Bass und Funk, aber auch asiatische und orientalische Einflüsse“, meint Erik.

Nach gerade mal drei größeren, öffentlichen Auftritten, etwa beim Honkytonk 2011, hat sich das Mi[ks]ton-Jazztett schon einen ganz eigenen, starken und beim Pu-

Progressive, sophisticated Jazz

blikum sehr wirkungsvollen Sound zugelegt. In Eriks Augen handelt es sich bei ihrer Musik in erster Linie um auskomponierten Jazz mit platzierten Improvisationsstrecken. Wöchentlich erweitern die experimentierfreudigen Sechs ihr Repertoire

Mi[ks]ton

Phantasiereicher Jazz auf Klangsuche

Zudem versprechen sie drei neue Stücke zu spielen. „Wenn wir ein neues Stück proben, ist es meistens so, dass derjenige, der das Stück geschrieben oder arrangiert hat, der also eine bestimmte Idee davon hat, wie es läuft, die Richtung angibt. Aber alle anderen bringen weitere Ideen mit ein. So versuchen wir dann erstmal, kennenzulernen und ein Gefühl dafür zu entwickeln, wie die einzelnen Abschnitte und die Instrumente aufeinander und miteinander wirken. Man gibt Hinweise, wo es funkt und wo nicht“, erklärt Erik die Probenabläufe.

Genau wie bei erfahrenen Bands klingt somit manche Improvisation klar ausformuliert und manches Einstudierte wie soeben erdacht: „Je länger du an einem Lied spielst, desto mehr veränderst du es auch, hast neue Ideen, entwickelst alte Ideen weiter, sodass wir einen kontinuierlichen Prozess haben, wo Einiges gleich bleibt, wir einiges Andere aber immer wieder neu klingen lassen.“ Nicht umsonst stünde deshalb das [ks] in ihrem Namen für „Klangsucher.“

Knut Holburg

Opener
20.30 Uhr

Die Leipziger Musikerin Jana Hoffmann befindet sich derzeit auf Erfolgskurs und hat es mit ihrer außergewöhnlichen Stimme geschafft, ihr Hobby zum Beruf zu machen. Mit **student!**-Autorin Julia Thier sprach sie über Jugendträume und individuelle Cover.

student!: Wann genau hast du angefangen Musik zu machen?

Hoffmann: Gesungen habe ich schon als kleines Kind sehr gern. Meine Mutter hat oft Lieder im Radio mitgesungen und so bin ich in ihre Fußstapfen getreten, auch wenn sie nie eine Ausbildung hatte oder Musik zu ihrem Beruf gemacht hat. Mit dem ersten Unterricht habe ich angefangen, als ich 14 Jahre alt war. Damals hat mich jemand sehr am Klavier begeistert. Als ich diese Person damals spielen hörte, wollte ich Klavier lernen. Der Gesangsunterricht kam zwei Jahre später dazu.

student!: Hattest du schon damals den Plan, später mit deiner Musik dein Geld zu verdienen?

Hoffmann: Ich wollte immer etwas mit Musik und Menschen zum Beruf machen, schon als ich damals anfing mit dem Klavierunterricht.



Jana Hoffmann

Foto: silenze

Allerdings bekommt man ja oft gesagt, dass Musik eine brotlose Kunst ist und so verwarf ich den Gedanken irgendwann wieder. Nachdem ich dann aber verschiedenste Dinge studiert und nie abgeschlossen hatte, weil sie meistens sehr wissenschaftlich waren und ich ein sehr praktischer Mensch bin, habe ich angefangen meine Träume wieder aufzugreifen. Früher im Teenageralter gab es natürlich auch eine Zeit in der ich den Wunsch von Erfolg und Ruhm, Fans und große Shows auf großen Bühnen hatte. Aber zum Glück habe ich diesen

Auf Erfolgskurs

Jana Hoffmann über den Weg zur Musik

Traum nicht weiterverfolgt. Ich denke mein Leben, wie es jetzt ist, erfüllt mich viel mehr als die Vorstellung von damals es jemals hätte tun können.

student!: Welche Art von Musik machst du?

Hoffmann: Als Covertitel Lieder aus den Bereichen Pop, Rock, Soul, Jazz, Funk - sowohl in Englisch als auch auf Deutsch. Meine eigenen Titel sind eher balladesk und ruhiger. Bei Auftritten - gerade Hochzeiten - covere ich mehr, da die Paare die Lieder kennen wollen. Bei eigenen Konzerten spiele ich eigene Songs aber lieber und öfter. Allerdings mag ich es auch sehr, Titel anders zu covern als man sie kennt, ihnen meine eigene Note zu geben.

student!: Hast du ein Lieblingslied?

Hoffmann: Da kann ich mich nicht festlegen. Ich höre sehr viel von Jazz über Soul und Pop, auch Funk bis zu rockigen Titeln. Da ein Lied zu finden, was mir besonders gefällt, ist schwer, weil es so unglaublich viele gute Musiker gibt.

Das ganze Interview findet ihr auf www.student-leipzig.de



Debüt

Funk
23.30 Uhr

Kaum gegründet, da stehen sie schon auf der **student!**-Bühne: Die Secret-Fonk Conspiracy, bestehend aus Mitgliedern der Uni-Bigband und Leipziger Musikstudenten gibt im 4Rooms ihren ersten öffentlichen Auftritt.

Nils Baumbach, der Pianist der Gruppe, kündigt „heftigen Groove und treibenden Beat“ an. Dafür bringen die acht Jungs drei Bläser mit: Dank Trompete, Posaune und Saxophon soll die Musik „drücken, tanzbar sein und abgehen.“

Die Band verortet sich irgendwo zwischen Jazz und Funk, „beeinflusst von allem, was groovt.“ Spielen wollen sie zunächst Coversongs, etwa von Jamiroquai oder Jan Delay-Song. Die Zeit, viele eigene Songs zu schreiben, sei seit der Gründung im Oktober nämlich noch nicht gewesen, meint Nils.

Jakob Simmank

Filmen auf 5895 Höhenmetern

Dokumentation über Tansania finanziert sich über Crowdfunding

Prinz Andrew übergab am 9. Dezember 1961 die Kolonie „Britisch-Tanganjika“ in die Hände von Mwalimu Julius Nyerere, einem Lehrer, welcher der erste Präsident Tansanias wurde.

Anlässlich des 50. Jahrestages der Unabhängigkeit des ostafrikanischen Staats versucht nun ein junges Produktionsteam in Leipzig, einen Einblick in das Leben und die Entwicklung des jungen Landes zu liefern.

Benjamin Leers, der in den letzten vier Jahren Dokumentarfilme für das öffentlich-rechtliche Fernsehen begleitete, kam 2008 das erste Mal nach Tansania und war sofort von der Gastfreundlichkeit begeistert. Im Oktober 2010 reiste er erneut dorthin und entwickelte die Idee für den Dokumentarfilm „The Teacher's Country“. Er begegnete Madaraka Nyerere, dem jüngsten Sohn des ersten Präsidenten und sie vereinbarten, gemeinsam zum Unabhängigkeitstag 2011 die 5895 Meter des Kibo zu erklimmen, dem höchsten Berg im Kilimanjaro-Massiv.

Die Gipfelbesteigung bildet den roten Faden des Films. Nyerere sammelt mit der Besteigung Spenden für Schulen.

Parallel dazu werden aber noch vier andere Protagonisten vorgestellt: Bertha Bernhard Goha, eine



Zelten mit Blick auf den Kilimanjaro

Foto: Maurice Husni

jung alleinerziehende Mutter in der Hauptstadt Dar es Salaam; Laurent Nestory, der für die Prüfungen an der Kome Secondary School verantwortlich ist; Seif Haroub, ein muslimischer Taxifahrer auf Sansibar und Thomas Bilingi, ein Pfarrer im ländlichen Raum.

Der Film soll durch kleine Portraits möglichst vielfältiger Protagonisten – männlich/weiblich; Christen/Muslimen; aus der Stadt und vom Land – einen umfassenden Einblick in das Leben Tansanias liefern.

So wird auch der Tunnelblick vieler westlicher Dokumentarfilme überwunden, die mit der überproportionalen Darstellung von Armut auf dem Land Vorurteile über Afrika festigen.

Auch bei der Finanzierung beschreitet „The Teacher's Country“ neue Wege. Die finanziellen Mittel stammen aus einer Crowdfunding-Kampagne, das heißt von privaten Spendern und Sponsoren. Kam anfangs das Geld vor allem von Freunden und Familie des Filmteams,

ließen sich bald auch Unbekannte begeistern und unterstützten so das Projekt. Das ursprünglich geplante Spendenziel von 5895 Euro, sozusagen als Höhenmeterpatenschaft für den Kilimanjaro, wurde dabei sogar übertroffen. Für die Spender gab es jeweils kleine „Dankespakete“, gestaffelt nach Spendenbetrag: Angefangen beim Zugang zu Vorab-Video-Material über die Postkarte aus Tansania bis zum privaten Screening des fertigen Films mit dem Filmteam.

Die Kernidee des Crowdfunding ist eine Schwarmfinanzierung aus vielen kleinen Mikro-Beträgen, die meist von einer Einzelperson oder einer kleinen Initiative ins Leben gerufen wird. Anwendungen findet es bei Kulturprojekten im gemeinnützigen Bereich, aber auch kommerzielle Buchprojekte und Unternehmensgründungen werden so mittlerweile finanziert. Es gilt als besonders effektiv, um Erstpender zu gewinnen, da auf kleine Beträge abgezielt wird; durch gestaffelte Prämien sollen höhere Spendenbeträge erreicht werden.

Bei „The Teacher's Country“ ist das Konzept aufgegangen, besonders die Postkarten hatten es den Spendern angetan – am Ende musste das Team 98 Stück verschicken.

Noch ist unklar, wie viel Zeit die Postproduktion des Films in Anspruch nehmen wird. Mit dem Ergebnis möchte Leers sich dann auf Festivals bewerben, alternativ wäre auch eine Veröffentlichung im öffentlich-rechtlichen Fernsehen oder im Internet denkbar.

Julia Rohrer

Wer das Projekt unterstützen möchte kann noch für die Kosten der Postproduktion spenden – weitere Infos unter www.theteacherscountry.de.

Stumm, farblos, zweidimensional

Der Film „The Artist“ ist eine gelungene Zeitreise

Wenn George Lucas im Februar den ersten Teil seiner zweiten „Star Wars“-Trilogie erneut ins Kino bringt, werden alle Versprechen des modernen Kinos erfüllt: 3D, Spezialeffekte, selbstverständlich mit Ton und in Farbe. Vor zwei Jahren ging ein solcher Film noch als Favorit ins Oscar-Rennen. Nun heißt der Oscar-Favorit „The Artist“, ohne 3D, ohne Spezialeffekte und ohne das eigentlich Selbstverständliche: Ton und Farbe. „The Artist“ ist ein Stummfilm in Schwarz-Weiß, der von jener Zeit erzählt, welcher er zu entspringen scheint. Er wurde kürzlich mit drei Golden Globes ausgezeichnet.

George Valentin (Jean Dujardin) ist der Star des sprachlosen Films; einer, der die Massen begeistert. Mit orchesterlicher Live-Begleitung und Bühnenauftritt werden Vorführungen seiner Abenteuerstreifen zu Ereignissen. Doch George verschließt sich den neuen technischen Errungenschaften. Während seine Entdeckung Peppy Miller (Bérénice Bejo) zum ersten Sternchen des aufkommenden Tonfilms aufsteigt, glaubt George weiter an die Zugkraft seines Namens. Und so investiert er sein gesamtes Vermögen in eine aufwändige Stummfilmproduktion.

Das waren noch Zeiten, als Filme noch von Regisseuren inszeniert wurden, und nicht von Effekte-



Szene aus „The Artist“

Foto: Delphi Filmverleih

schmieden. „The Artist“-Regisseur Michel Hazanavicius wirft einen pointierten und bildgewaltigen Blick zurück ins Jahr 1927. Dabei versinkt er nicht in Melancholie, sondern erzählt beschwingt und humorvoll von einer Ära der großen Filmstars, als die Menschen genau wie heute (Digitalisierung, 3D) eine Revolution des Kinos miterlebten.

Auch wenn Hazanavicius querbeet aus der Filmgeschichte zitiert, an Künstler wie Douglas Fairbanks erinnert und sogar Originalmusik aus Hitchcocks „Vertigo“ aufführt, verbleibt er nicht auf der Ebene der medialen Selbstreflexion. Er liefert auch ein rührendes Stück über Freundschaft, Dankbarkeit und gekränkten Stolz ab. Unter Tränen muss Peppy mit ansehen, wie George, den sie einst anhimmelte, im

wörtlichen Sinne untergeht. Bis zum Ende verwehrt er sich ihrer Hilfe. Die emotionale Lösung für dieses Dilemma beschließt einen „Neo-Stummfilm“ wie „The Artist“ mit der naheliegenden Konsequenz.

Bleibt zu hoffen, dass auch die Academy konsequent ist und jenen einen Film, den man dieses Jahr gesehen haben muss, die Ehre zuteil werden lässt, die ihm gebührt. Und damit rechtzeitig vor der 3D-Wiederaufführung von „Titanic“ ein wichtiges Zeichen für die Kinokunst und gegen den Kommerz setzt.

René Loch

„The Artist“, ab 26. Januar im Kino. Ab Februar gibt es auf www.student-leipzig.de regelmäßig aktuelle Filmkritiken zu lesen.

Philosophie-Magazine

Ausbruch aus dem Elfenbeinturm

In diesen wirren Zeiten der Finanzkrise, in denen sich viele nach intellektuellem Halt sehnen, erscheint nun ein neues Monatsmagazin für die breite, aber interessierte Masse mit dem schlichten Titel „Philosophie“. Chefredakteur dieses Hochglanzblattes ist der Philosoph Wolfram Eilenberger, der vielen schon durch sein publizistisches Schaffen in der Wochenzeitung Zeit oder dem Cicero bekannt sein dürfte.

Auch in den Gastbeiträgen und Interviews glänzt dieses populärwissenschaftlich angelegte Printmedium mit weiteren bekannten Namen. So debattieren in der ersten Ausgabe neben anderen auch der WikiLeaks-Gründer Julian Assange und der Moralphilosoph Peter Singer, in der Rubrik „Dialog“ darüber, ob moralischer Fortschritt in den grenzenlosen Freiheiten der modernen Medien noch möglich ist. Weiterhin kommen die Schriftstellerin Juli Zeh, der Oscarpreisträger Florian Henckel von Donnersmarck und der Philosoph Axel Honneth zu Wort.

Ist dieser Auflauf von populären Denkern unserer Zeit lediglich der einmalige Versuch, ein neues Philosophiemagazin auf dem Markt zu etablieren oder können die Verantwortlichen aus der Redaktion dieses hohe Niveau für die Zukunft beibehalten? Und stecken auf den knapp

100 Seiten hinter den bekannten Namen auch nennenswerte Inhalte?

Die Redaktion will sich mit vielstimmigen und relevanten Themen an ein breites und nichtakademisches Publikum wenden. Es handelt sich hierbei also definitiv nicht um ein philosophisches Fachmagazin. Dennoch werden die großen Themen der Philosophie angesprochen. In der ersten Ausgabe werden so zum Beispiel in der Rubrik „Die Philosophen“ der Altmeister Aristoteles und der neue deutsche Kultphilosoph Honneth vorgestellt.

Außerdem fragen die Autoren nach den Schwierigkeiten des Elternteins und, mit Blick auf die Nachkriegsgeneration, ob Schuld vererbbar ist. Einige Fragestellungen werden dabei jedoch nur ganz knapp angerissen und man würde sich wünschen, dass weniger Vielfalt, dafür aber mehr Tiefe geboten würde.

Dieses Magazin ist gemacht für alle Hobbyphilosophen, alle geistig Regen sowie für die Verwandten und Bekannten von Philosophiestudenten, die immer mal wissen wollten, wovon die reden.

Philipp Räder

Die nächste Ausgabe erscheint am 24. Januar.

Im kommenden **student!** testen wir das Konkurrenzmagazin „Hohe Luft“.

NEU

01.2012 | www.port01.com

port01. LEIPZIG

Die ganze Stadt in deiner Tasche.

**JEDEN
MONAT**

ONLINE

www.port01.com/leipzig

[facebook.com/
port01leipzig](https://www.facebook.com/port01leipzig)

SPECIAL: Street Art in Leipzig

LAUFSTEG: Style Check mit Mandy Cleenex

EVENT: Terrence Parker @ Club Velvet

port01.com

Die ganze Stadt in deiner Tasche.

Diagnose: Burnout

Studenten eigentlich nur selten betroffen – Depressionen verbreiteter

Klausuren, Hausarbeiten, Referate, ein voller Stundenplan und dazu noch endlos lange Lektürelisten – viele Studenten fühlen sich zunehmend von den Anforderungen ihres Studiums überlastet. Da dieses stressbedingte Gefühl von Ausgebranntheit, welches auch als Burnout bezeichnet wird, heutzutage überall in den Medien thematisiert wird, liegt es nahe, dass dieser Begriff auch auf die Überforderung von Studenten angewandt wird.

Dabei wird der Ausdruck Burnout oft falsch gebraucht und dient als Ausrede für jede mögliche Art von Stress und daraus resultierende Erschöpfungszustände.

Laut Birgit Wagner, Doktorin an der Klinik für Psychotherapie und Psychosomatische Medizin und dort für psychische Probleme der Studenten zuständig, ist Burnout ein „Erschöpfungszustand, der aufgrund von dauerhaftem, oft jahrelangem Stress entstanden ist, dem die Person ausgesetzt ist.“ Die Betroffenen zeigen oft von vornherein einen überdurchschnittlichen Arbeitseinsatz und können irgendwann Privatleben von Berufsalltag nicht mehr voneinander trennen. „Es fällt ihnen schwer, zu Hause abzuschalten und an etwas anderes zu denken als die



Ausgebrannt: Zu viel Stress geht an die Substanz

Foto: Ina Müller

Studenten auf, die in die Studentenberatung kommen, um bei Wagner Hilfe zu suchen. „Jedoch lautet die Diagnose in den seltensten Fällen Burnout“, so die Psychologin. „Vielmehr handelt es sich meist um eine Depression. Diese kann zum Beispiel eine Folge des Abschieds von zu Hause und dem damit verbundenen, für manche schwer zu bewältigenden Abnabelungsprozess zusammenhängen. Oft kommen auch noch andere Faktoren wie Geldsorgen, der nicht bewilligte Bafög-Antrag oder persönliche Probleme hinzu. Zum Teil sind es auch Studenten, die mit der zusätzlichen Belastung eines zeitaufwendigen Nebenjobs oder eines Kindes zu kämpfen haben.“ Trotz der hohen Anforderungen der Studiengänge sind nicht Mediziner und Juristen am häufigsten von Depressionen betroffen sind, sondern Geisteswissenschaftler.

An erster Stelle rangieren laut der Statistik der Studentenberatung die Sprachwissenschaften, den zweiten Platz teilen sich die Erziehungs- und Sozialwissenschaften (darunter auch Lehramt) und erst an dritter Stelle folgt die Medizin. „Die Ursache dafür besteht häufig darin, dass gerade den Geisteswissenschaftlern eine klare berufliche Perspektive

fehlt und sie deshalb kurz vor dem Ende des Studiums in Panik geraten. Um dieser schwierigen Phase und einer vorübergehenden Arbeitslosigkeit zu entgehen, schrecken viele davor zurück, ihr Studium abzuschließen und beginnen unbewusst damit, diesen Zeitpunkt hinauszuzögern“, erklärt Wagner.

Letztendlich spielen also viele verschiedene Faktoren zusammen, die sich in jedem konkreten Fall anders auswirken. „Im Gegensatz zu Burnout muss eine Depression jedoch keinen direkten Bezug zum Workload des Studenten haben“, stellt die Psychologin klar. Viele von ihnen klagen eher über Schreibblockaden oder Arbeitsstörungen. Diese kommen daher, dass ihnen das selbstständige Strukturieren nicht gelingt und sie sich beispielsweise durch ungeschickt gewählte Themen für die anstehende Hausarbeit selbst überfordern. Die so entstehende Frustration und das Fehlen jeglicher Erfolgserlebnisse führen schließlich zu leichten bis schweren Depressionen.

Im Vergleich dazu haben Burnout-Patienten einen penibel strukturierten Tagesablauf, welcher von vorne bis hinten durchgetaktet ist und wenig Freiräume lässt. „Dabei kommen Pausen und Entspannungs-

phasen oft gar nicht vor“, so die Psychologin. Vielmehr haben die Betroffenen den Anspruch, alles perfekt machen zu wollen und sind dabei zu streng mit sich selbst. In diesem Falle beinhaltet eine Behandlung einen vorläufigen Rückzug aus dem Berufsleben. „Der Betroffene soll aus seiner Struktur herausgenommen und im Zuge einer Psychotherapie der Tagesablauf so umgestellt werden, dass er wieder Platz für positive Aktivitäten bietet und Zeit für Entspannung bleibt“, erläutert Wagner.

Bei einer Depression hingegen wird davon abgeraten, sich zurückzuziehen. Je nach dem, wie schwer die Depression ist, werden verschiedene Methoden angewandt. „Wir wägen im Einzelfall ab, ob eine medikamentöse Behandlung oder eine Psychotherapie sinnvoll ist. In sehr schweren Fällen kann auch eine Kombination aus beidem angebracht sein und es wird entschieden, ob ein stationärer Klinikaufenthalt notwendig ist“, beschreibt Wagner die folgenden Schritte.

Ihre Erfahrungen bestätigen, dass Burnout bei Studenten nur in den seltensten Fällen vorkommt und der Terminus falsch angewandt wird,

bedingt durch den inflationären Gebrauch in der Öffentlichkeit. Sie ist der Meinung, dass Burnout einfach „besser klingt“, aber man dadurch an der eigentlichen Erkrankung vorbei diagnostiziert.

Studenten, die sich erschöpft fühlen und mit dem Stress nicht zurechtkommen, können sich an die Studentenberatung wenden. Dort wird individuelle Hilfe geleistet, indem Empfehlungen für weitere Be-

Studenten nur selten von Burnout betroffen

ratungs- und Therapieangebote weitergegeben werden. So wird gemeinsam nach einer Lösung für das Problem gesucht.

In jedem Fall sollte man seine Arbeitsweise zuerst selbst kritisch hinterfragen. Von Studenten wird nun einmal ein höheres Maß an Eigeninitiative und selbstständigem Strukturieren erwartet, als noch zu Schulzeiten. Wer damit zu kämpfen hat, dem sei ein Seminar zum studentischen Arbeiten, das ebenfalls vom Studentenwerk angeboten wird, empfohlen. **evm, alb**

Oftmals ist es „nur“ eine Depression

Arbeit. So entsteht ein Ungleichgewicht der Work-Life-Balance“, so die Expertin. Ebenso steht Burnout immer in direkter Verbindung zum Berufsleben, wobei die Überlastung nicht unbedingt aus mangelnder Freude an den zu erledigenden Aufgaben resultiert. Im Gegenteil: „Oft ist es genau dieser Spaß an der Tätigkeit, der zu Höchstleistungen antreibt und alles andere vergessen lässt“, betont Wagner. Ist erst einmal der Funke übersprungen, dann fängt man Feuer für seine Arbeit, bis man sich schließlich völlig ausgebrannt fühlt. Diagnose: Burnout.

Dies äußert sich letztendlich in Schlafstörungen, Grübelverhalten und ständiger Anspannung. Eine ganz ähnliche Symptomatik weisen

Anzeige

student!

Unabhängige Universitäts- und Hochschulzeitung für Leipziger Studenten
Lessingstraße 7
04109 Leipzig
Fon: 0341/355 204 51
Fax: 03 41/355 204 52
online: www.student-leipzig.de
Auflage: 10.000 Stück

Herausgeber: student! e. V. - vertreten durch die Vereinsvorsitzenden
Druck: Suhler Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, Suhr

Geschäftsführerin:
Katrin Tschernatsch-Göttling

Chefredaktion (V.i.S.d.P.):
Robert Briest, Knut Holburg
Doreen Hoyer (Stellvertretung)

Redaktion:
Robert Briest, Christopher Geißler, René Loch (Politik), Doreen Hoyer, Hannes Rother (Perspektive), Angélique Auzuret (Lifestyle), Martin Peters, Christian Döring, Jakob Simmank (Wissenschaft), Knut Holburg, Simone Bäuchle, Julia Rohrer (Thema), Yannick Walter, Mehmet Dogan, Friederike Ostwald (Kultur), Patrick Salzer, Eva-Maria Kasimir, Denis Geißler (Service), Jan Nitzschmann (Online)

Anzeigen:
Eva-Maria Kasimir
(anzeigen@student-leipzig.de)

Geschäftsbedingungen:
Zurzeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 8 vom 01.08.2011. Alle Rechte und Irrtum vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthal-

tenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung des Herausgebers sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten. Die Redaktion behält sich das Recht auf Veröffentlichung und Bearbeitung von unverlangt eingesandten Manuskripten und Fotos vor und übernimmt keinerlei Haftung. Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung des Herausgebers oder der Redaktion. Erfüllungsort, Gerichtsstand und Vereinsregister ist Leipzig. Die Zeitung erscheint monatlich außer in den Semesterferien und ist kostenlos.

Nächste Ausgabe erscheint am 16.04.2012
Anzeigenschluss ist der 06.04.2012
Redaktionsschluss am 06.04.2012

„Ich war kein Tyrann“

32 Jahre stand Muammar al Gaddafi als despotischer Staatschef und charismatischer Entertainer im Rampenlicht. Dann guckte er in die Röhre. Im Gespräch mit **student!**-Praktikant Giovanni di Lorenzo äußerte sich Gaddafi nun erstmals seit seinem Tod öffentlich. Hier lest ihr exklusiv Auszüge aus dem Gesprächsband „Vorerst gestorben“.

student!: Seit ihrem Tod haben Sie sich nicht mehr zu Wort gemeldet. Nun haben Sie gegen ein stattliches Honorar in ein Interview eingewilligt. Warum?

Gaddafi: Es sind viele Menschen auf mich zugekommen, die noch Fragen an mich haben. Mir ist es wichtig diese Fragen zu einem Zeitpunkt zu beantworten, da mein paradiesischer Lifestyle die Erinnerung noch nicht ganz verwischt hat.

student!: Welche Fragen wurden Ihnen gestellt?

Gaddafi: Es ist vor allem die Frage, wie jemand, der sein ganzes Land alleine verwalten konnte, es am Ende nicht rechtzeitig schaffte, aus der Stadt zu kommen. Es war ein ungeheurer Fehler. Einen Vorteil hatte die Sache doch: Ich habe hier im Paradies den Märtyrerstatus erhalten und 72 Jungfrauen sind ja auch nicht zu verachten.

student!: Apropos, Sie hatten vornehmlich weibliche Bodyguards.

Die fünfzig Prozent-Quote haben Sie in diesem Bereich locker erfüllt. Halten Sie sich für emanzipiert?

Gaddafi: Naja. Sagen wir ich bin Ästhet. Frauen sahen neben all den schönen Zelten und Pferden wesentlich besser aus. (lacht) Meine Uniformen habe ich immer passend zu den Mädels schneiden lassen. Damit ich und meine Begleiterinnen im besten Licht erstrahlen.

student!: Gegen Ende Ihrer Regentschaft gab es zahlreiche Proteste gegen Ihren Führungsstil. Hatten Sie den Bezug zur Realität Ihrer Untertanen verloren?

Gaddafi: So ein Quatsch. Es gab vereinzelte, terroristische Elemente, die im Auftrag der Achse des Bösen, USA, Frankreich und Dänemark, versucht haben, Unruhe zu stiften. Aber mein Volk ist weise. Es liebt mich und es würde sterben, um mich zu beschützen.

student!: Soweit her kann es mit der Liebe nicht gewesen sein. Schließlich hat Ihr Volk Sie umgebracht. Sie sind tot.

Gaddafi: Das können Sie so nicht sagen.

student!: Mit Verlaub, aber Sie verströmen einen starken Verwesungsgeruch und Ihre Haut ist von Würmern zerfressen. Wie würden Sie diesen Zustand sonst nennen?

Gaddafi: Es freut mich, dass Ihnen mein neuer Style aufgefallen ist, ich war ja immer für meine Modeexzen-

trik beliebt (lacht). Es bedurfte einer reizenden indischen Ärztin, die festgestellt hat, dass mir weniger Sonne viel besser bekommt. Ansonsten würde ich sagen: Ich habe meinen Lebensmittelpunkt verlagert und das Tempo reduziert.

student!: Konnten Sie die internationale Kritik an Ihrem Führungsstil nachvollziehen?

Gaddafi: Nein, ein Volk sollte seinem Führer Respekt entgegenbringen. Ich hab immer alles gemacht für meine Schäfchen. Hab auf gutes Aussehen geachtet, mich mit europäischen Staatschefs angefreundet, keine Kredite von Freunden angenommen. Wenn Leute trotzdem auf die Straße gehen, um zu demonstrieren, muss man sich aber Gedanken machen, ob die eigene Politik auch richtig kommuniziert wurde.

student!: Unter welchen Bedingungen können Sie sich eine Rückkehr in die Politik vorstellen?

Gaddafi: Nachdem ich meinen Diktatortitel verloren hatte, bin ich erst mal auf Distanz gegangen. Ich genieße die Annehmlichkeiten hier im Ruhestand. Aber 72 Jungfrauen reichen eben auch nicht für die Ewigkeit. Und eines Tages werde ich sicherlich mal wieder den Drang verspüren, mich neu zu beweisen.

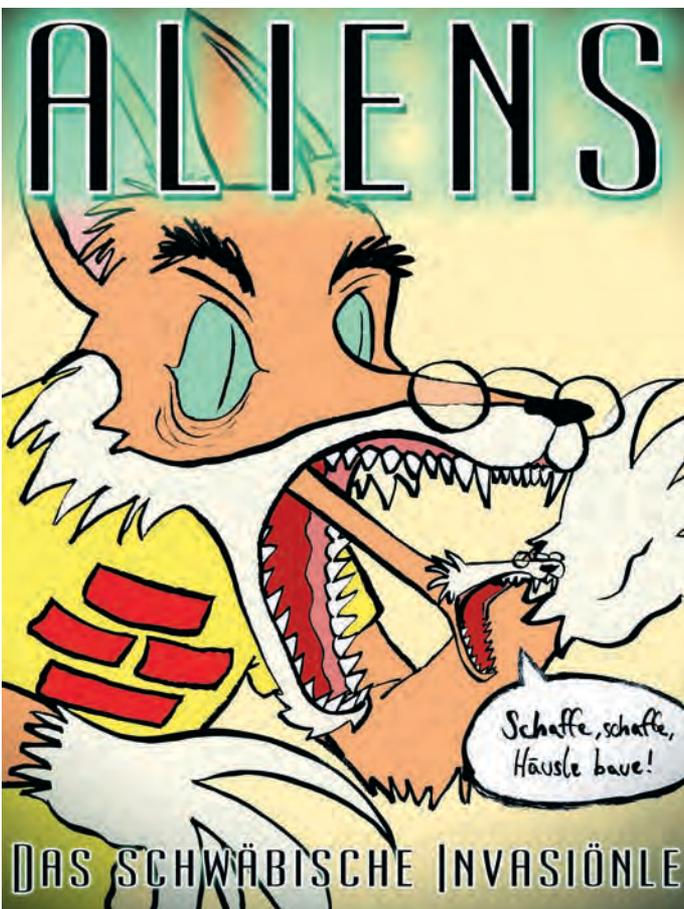
student!: Haben Sie schon konkrete Vorstellung, wie Ihr zukünftiges politisches Engagement aussehen könnte?



Gaddafi: Ich werde in den nächsten Wochen eine Beratertätigkeit bei der EU aufnehmen. Dort wünscht man meine Expertise in Menschenrechtsfragen und wir haben bereits früher gut in Sachen Flüchtlingschutz zusammengearbeitet. Lang-

fristig könnte ich mir eine Tätigkeit als Duce in Italien vorstellen, jetzt wo mein Kumpel sich Silvio vollends der Jungfrauenjagd widmet. Die Mentalität dort liegt mir. Die Italiener mögen starke Charaktere, keine demokratischen Weicheier.

Wehret den Maultaschen



Ein stetig anschwellendes Zischen zieht durch die Straßen Leipzigs. Es ist ein gefährliches Zischen, wie es man dieserorts bisher kaum vernahm. Es stammt nicht von den frisch geköpften Sternburg Export-Flaschen vor den Supermärkten der Stadt. Nein, es ist ein importiertes Zischen. Exil-Berliner kauern sich schon angstgepeinigt in die Ecke ihrer Altbauwohnungen, denn sie wissen, was dieses Geräusch bedeutet: Die Schwaben sind in Leipzig eingefallen.

Von den um den echten, proletarischen Charakter ihres Kiezes fürchtenden Bouletten mit den Mistforken der Empörung von den Hängen des Prenzlauer Bergs vertrieben, waren jene Sprachschänder schon seit geraumer Zeit auf der Suche nach einem neuem Parkplatz für ihre vom Feuertod bedrohte Mercedes-Flotte.

Nun da in der Stuttgarter Zeitung mehrfach zu lesen stand, dass die Elektrifizierungsbemühungen in Dunkeldeutschland - oder wie man vor Ort gern sagt: Norddeutschland - weit gediehen sind, fiel die Wahl also auf das bisher von jeglicher Gentrifizierung komplett verschont gebliebene Leipzig.

Hier wollen sie ihr Paradies auf Erden errichten: Eine hippe Café-Lounge pro Hauseingang, ruhige,

kneipenbefreite Straßenzüge und Mietpreise von 15 Euro kalt pro Quadratmeter, um die unkultivierten Eingeborenen und ihre nicht weniger niveaulose Schar von Zugezogenen aus Gebieten nördlich des Mains in ihre dafür in weiser Voraussicht von der DDR errichteten Plattenbausiedlungen zu verdrängen.

Als Vorhut schickten die noch mit Geldzählen beschäftigten schwäbischen Hausfrauen ihre Dolce & Gabbana tragende Brut, die kaum der kostensparenden Porschefahrermeinschaft entstiegen umgehend damit begann, Studienplätze zu besetzen. Auch die lokalen Medien unterwanderten sie im Handumdrehen. Mülleimer wurden in öffentliche Sparschweine umgewidmet und marodierende Banden organisierter Schwaben marodieren durch die Straßen, um jegliche Art von Schmutz mit wandfarbenen Graffiti zu tünchen.

Doch dankenswerterweise reagierte die sächsische Landesregierung umgehend auf die drohende Schwabisierung der Hochschulen: Die stetig wachsenden Bewerberzahlen retournierte sie gekonnt mit einer Reduzierung der Studienplätze. Und auch im Leipziger Rathaus schrillen mittlerweile die Alarmglocken. Die Einführung einer stadt-

weiten Kehrwoche konnte gerade noch rechtzeitig verhindert werden.

Die Ausländerbehörde rief eilends eine Anti-Schwaben-Taskforce ins Leben. Diese mietete nicht nur 300 Wohnungen in Halle-Neustadt an, um eine baldige Abschiebung realisieren zu können, sondern verpflichtete auch knapp tausend in Schwabenfragen erfahrene Badenser vom Verein für Völkerfreundschaft. In den nächsten Monaten sollen weitere Gruppen aus Nordrhein-Westfalen, Bayern und Berlin folgen. Die Stadt rief bereits die Bewohner des Waldstraßenviertels, Schlußbigs und der Südvorstadt auf, ihre Wohnungen freiwillig zu räumen und sie den befreundeten Helfern zur Verfügung zu stellen.

Horst Räucher, Sprecher des Vereins, ließ keinen Zweifel an seiner Entschlossenheit: „Wenn sich die Schwaben erst eingemischt haben, sind sie kaum mehr zu vertreiben. Deshalb werden wir in den nächsten Tagen Sperren an allen wichtigen Zufahrtsstraßen errichten. Auch die Bevölkerung bitten wir um Mithilfe: Sollten Sie in ihrer Umgebung einen verdächtigen Zungenschlag hören, kontaktieren Sie uns bitte umgehend.“ Räucher wollte auch den Einsatz von Napalm in bereits befällenen Häuserblocks nicht ausschließen. Sicher sei schließlich sicher.

Hitler kommt in dieser Ausgabe nicht vor!

Dank: Oma Bärchi, Schüchternheitsbärchi, Treue Bärchi, Tagtraumbärchi, Geheimnisbärchi, Amerika-Bärchi, Harmoniebärchi, Lieb-mich-Bärchi, Lachbärchi, Brumbärchi, Baby Gernegroß



Was bisher geschah*: Anne-Marie Luise aus Frankfurt am Main kam zum Studieren nach Leipzig und fand die große Liebe: Ronny aus Chemnitz. Gegen alle Widerstände kämpften sie ineinander und so fanden Ost und West in Leidenschaft zueinander. Doch das ist zwei Jahre her. Nun ist Anne-Marie Luise voll integriert und genießt den Ost-Lifestyle.



Frustriert geht Ronny zur Uni. Und dort passiert es: Er erblickt die frisch immatrikulierte Charlotta-Theresia, geboren in Baden-Baden, beim Tratsch.

... hihhi und dann hab ich gesagt: „Wenn Ihnen Ihr Gehalt nicht genügt, nehmen Sie sich eben einen zweiten Job, Herr Doktor.“



Sie kommen ins Gespräch und sofort stimmt die Chemie.



Lange weint sich Anne-Marie Luise den Kummer von der Seele. Aber schließlich erkennt sie, dass sie ohne Ronny nicht leben kann. Die alte Anne-Marie Luise muss wiederkehren!



Auf dem Campus konfrontiert Anne-Marie Luise Charlotta-Theresia.



Letztlich ist Charlotta-Theresia keine Gegnerin für AMiLu. Ronny erkennt, was er für einen Fehler beging.

*Siehe Januarausgabe 2010 im Archiv auf www.student-leipzig.de

Darsteller: Simone Bauchle, Robert Briest, Doreen Hoyer / Fotos: Ina Müller / Regie & Montage: Knut Holburg

selber denken ■

macht schlau ■



L-IZ ■ DE
LEIPZIGER INTERNET ZEITUNG



Folge dem „**Blauen Licht**“ und finde
Deine Gute Adresse!

Telefon **0341/91 840**

Gute Adresse

VLW-eg.de

Vereinigte Leipziger
Wohnungsgenossenschaft eG

studentin!

Die unabhängige Universitäts- und Hochschulzeitung für Leipzig

Sonderausgabe

Januar 2012

kostenlos

Rosarot

student!, der Name unseres Blattes gefällt nicht allen. „Nicht gegendert, nicht politisch korrekt“, wurde uns schon attestiert. Dabei ist es ein griffiger Titel - ein Blick genügt, jeder weiß, für wen die Zeitung gedacht ist. Und „Studierende“ wäre ein denkbar schlechter Name für ein Blatt, das gelesen werden will. Doch eines haben uns die politisch korrekten Nörgler beschert: Die Inspiration, uns in diesem wahrscheinlich einmaligen Extrahft den frauenspezifischen Themen an den Hochschulen zu widmen. Schließlich ist in Leipzig ein kleines Gleichstellungswunder geschehen: Seit dem vergangenen Jahr zählt diese Stadt gleich drei Chefinnen an den Spitzen ihrer wichtigsten und größten Hochschulen. Lange hat es gedauert - im Falle der Alma Mater gar über 600 Jahre - bis auch die Damen in den höchsten Hochschulämtern vertreten sind. Trotz des Gezeters wie an der HTWK scheinen die sächsischen Akademien zu begreifen, dass sie den Wettlauf um die besten weiblichen Talente aufnehmen müssen. Man könnte sagen, die Hochschulen setzen die rosarote Brille endlich ab. Zeit also, dass **student!** sie sich zur Abwechslung einmal aufsetzt.

Mutti ist an der Uni

Wie eine Studentin und eine Professorin ihren Familienalltag schultern

Wer sich an der Uni umschaute, entdeckt manchmal ganz kleine Leute. Sie sitzen in der Spielecke der Mensa, schlecken ein Eis oder erkunden ihre Umgebung. Sie gehören zu ihren Muttis, die nie weit weg sitzen und ständig ein Auge auf ihre Sprösslinge haben müssen - und außerdem noch auf das Studium oder die wissenschaftliche Karriere.

Wenn sich Frauen für Kinder entscheiden, noch während sie an der Uni sind - sei es im Studium oder auch in der Wissenschaft - dann müssen sie stetig darauf achten, zwischen beidem die Balance zu halten. Die Entscheidung für den Nachwuchs beeinflusst das ganze Leben. So auch das von Lina Gerstmeyer. Sie ist 24 Jahre alt und studiert Translation. Ihr Sohn Leonard ist 19 Monate alt. Lina erzählt, dass die Schwangerschaft nicht geplant, aber trotzdem gewollt war. Nervenauflösend war vor allem der Papierkrieg: „Für Bafög-Empfänger ist es ein enormer Aufwand.“

weiter auf Seite 4



Lina Gerstmeyer und ihr Söhnchen Leonard

Foto: Susanne Dimmer

Die Nummer Eins

Edith Hamilton gilt als erste Studentin Leipzigs – und gab John F. Kennedy einen Korb

Von etwa 30.000 immatrikulierten Studenten an der Universität Leipzig sind heute knapp 17.000 Frauen. Von so vielen Geschlechtsgenossinnen konnte Edith Hamilton vor über 100 Jahren nur träumen. Sie gilt als erste Studentin Leipzigs und war damit Vorreiterin für die angehenden Wissenschaftlerinnen unserer Tage.

Hamilton wurde im August 1867 in Dresden geboren, wuchs aber in den USA auf. Sie war das älteste von fünf Kindern und entstammte einer wohlhabenden Familie. Ihr Vater, ein Alkoholiker, ging jedoch 1885 bankrott. Dennoch schaffte es Hamilton, klassische Philologie am angesehenen Bryn Mawr College, einer Privathochschule bei Philadelphia, zu studieren. Bereits als Kind beherrschte sie neben Englisch und Deutsch auch Französisch, Griechisch und Latein, sodass ihr das Studium nicht schwer fiel.

Für ihre hervorragenden Leistungen erhielt sie ein Stipendium und verbrachte ein Jahr in Deutschland.



Edith Hamilton

Grafik: D. Wendland

Zusammen mit ihrer Schwester Alice schrieb sie sich 1895 an der Universität Leipzig ein. Bis heute ist nicht klar, warum für gewöhnlich Edith und nicht Alice als erste Studentin der Hochschule genannt wird. Offiziell, so Uta Beyer vom Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung

der Uni, war Frauen das Studieren in Leipzig erst ab 1906 gestattet. Ab den 1870ern war es jedoch vereinzelt möglich, Gasthörerin zu sein. Vermutlich öffnete Ediths Stipendium den Hamiltons die Türen.

Später wechselten sie nach München. Laut der Sprachwissenschaftlerin Luise Pusch, die Edith Hamilton für ihre Internetseite „fembio“ porträtierte, ärgerte die junge Frau sich in Leipzig über „die philologische Pedanterie der Deutschen“. In München, so Pusch, fand sie das Studium interessanter, wurde allerdings als Frau diskriminiert. Aber auch in Leipzig wurden die Studentinnen misstrauisch beäugt. In einem Brief an ihre Cousine schrieb Hamilton: „Gespräche verstummen, wenn du dich annäherst, und jeder Mann dreht sich um und sieht dich an, wenn du an ihm vorbeigehst...“ An diese „Tortur“ werde sie sich wohl nie gewöhnen.

Zurück in den USA leitete Hamilton die neu gegründete Bryn Mawr Schule für Mädchen in Baltimore.

Laut Pusch wurde sie von ihren Schützlingen verehrt und gefürchtet: „Sie war unnahbar, mitreißend in der Lehre und stellte höchste Ansprüche.“ Als Hamilton die Schule nach 26 Jahren verließ, soll sie gesagt haben, eigentlich habe sie ihren Job nie gemocht.

Die Philologin fand später zu ihrer wahren Berufung, dem Schreiben. Als sie bereits 60 Jahre alt war, überredeten sie Bekannte dazu, Zeitungsartikel über griechische Dramatiker zu verfassen. Es folgten das Buch „The Greek Way“, in dem Hamilton antikes und modernes griechisches Leben verglich, sowie sechs weitere Werke. Hamiltons Vorträge und Radiosendungen machten sie berühmt.

Ihre Schwester Alice war derweil nicht untätig. Als Ärztin kümmerte sie sich um die Gesundheitsprobleme von Einwandererfamilien. Später trieb sie die Frage um, wie man Arbeitsplätze sicherer und gesünder gestalten könnte. Alice wurde 1919 die erste Professorin der Harvard Universität, die selbst erst in den

1960er Jahren Studentinnen zuließ. Wegen des Ruhmes, den sich die Schwestern erarbeitet hatten, schadete es Edith Hamilton nicht, dass sie bereits in den 1920ern mit ihrer Lebensgefährtin Doris Fielding Reid zusammenzog. Reid war eine ehemalige Schülerin Hamiltons und blieb bis zu ihrem Tod 1963 an ihrer Seite. So bekannte sich Hamilton zumindest indirekt zu ihrer Homosexualität, ohne dass es ihr etwas anhaben konnte. Im Gegenteil: Sie war bei der Prominenz äußerst beliebt. John F. Kennedy lud sie zu seiner Amtseinführung ein und bat sie um Rat für ein Kulturzentrum. Hamilton erschien weder zur Feier noch reagierte sie auf seine Anfrage.

Mit 90 Jahren reiste sie zum ersten Mal nach Griechenland, über das sie bereits so viel geschrieben hatte. Sie wurde zur Ehrenbürgerin Athens ernannt. Bis zuletzt war Hamiltons Arbeitseifer ungebrochen. Als sie mit 96 Jahren starb, arbeitete sie an einem Buch über Platon.

Doreen Hoyer

„Gleichstellung ist mehr als Familienförderung“

Die Rektorinnen von Uni, HGB und HTWK diskutieren über die Gleichstellung von Frauen an den Hochschulen. Besonders wichtig: Die bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie

„Frauen in den Wissenschaften“, so lautete die Überschrift der Podiumsdiskussion, welche Ende November im Haus des Vereins „Frauenkultur“ stattfand. Die Rektorinnen Beate Schücking von der Universität Leipzig, Renate Lieckfeldt von der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) und Ana Dimke von der Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB) waren der Einladung der Gleichstellungsbeauftragten der Uni, Georg Teichert, gefolgt. „Als die drei Rektorinnen im vergangenen Jahr gewählt wurden, reifte in mir der Gedanke, sie zu dieser Diskussion einzuladen“, erzählte Teichert im Vorfeld. „Alle drei haben enorme Hochschulkarrieren absolviert und können einen Überblick geben, wie es wirklich um die Situation von Frauen an den Hochschulen steht.“ Teichert moderierte die Diskussion, an deren Ende auch das Publikum Fragen stellen durfte.

Teichert: Sie drei wurden mit einem Schlag gewählt, innerhalb kürzester Abstände. Im Bundesvergleich sind weniger als zehn Prozent der Hochschulpräsidenten mit Frauen besetzt und nun haben wir in Leipzig drei mit einem Schlag. Wie waren Ihre Erfahrungen in den ersten Monaten?

Lieckfeldt: Es sind jeden Tag eine Unmenge an Erfahrungen, die in hoher Dynamik auf mich einströmen und ich finde die ersten Monate äußerst spannend.

Dimke: Ich habe angenehme Erfahrungen gemacht, hatte eine sehr gute Einarbeitungszeit. Mein Vorgänger hat mir die Hochschule in einem wirklich fabelhaften Zustand übergeben und gibt mir jetzt noch, wenn ich es brauche, geschichtlich ein bisschen Nachhilfe. Bis jetzt gab es keine Reibereien, außer das Übliche im Kunstbetrieb. Das geht manchmal sehr temperamentvoll zu, die Persönlichkeiten sind ein bisschen anders strukturiert.



Beate Schücking

Foto: emk

Schücking: Wir wollen alle das Gute, das kann man für die Universität auch sagen. Also die Menschen, mit denen ich zusammenarbeite, sind daran interessiert, die Uni mit ihrer langen Tradition und ihrem vielfältigen Potenzial voranzubringen. Es sind viele Strukturierungsprozesse nötig. Wir sind außerdem durch einen Hochschulentwicklungsplan genötigt, Stellen einzusparen und gleichzeitig zu profilieren. Ich kenne jetzt alle Baustellen und habe einiges Gerät beiseite gelegt und die Teams für diese Baustellen ausgeguckt, an denen wir die nächsten Jahre kräftig arbeiten müssen.

Teichert: Das klingt nach einem positiven Bild. Aber Frau Lieckfeldt, es gab um Ihre Bestellung einige Debatten. Wie hat Sie das beeinflusst?

Lieckfeldt: Für mich ist die Geschichte, die damals stattfand, mit all ihren Kuriositäten abgehakt. Da

gucke ich nicht zurück und die möchte ich ungern hier zum Thema machen. Die ist durch und jetzt muss konstruktiv gestaltet werden.

Teichert: Warum möchte man überhaupt, wie bei einer Ihrer öffentlichen Vorstellungen gesagt wurde, In-solvenzverwalterin einer Hochschule werden? Sie waren alle in der Forschung. Frau Schücking, Sie haben eine Forschungsgruppe geleitet, warum geht man in die Verwaltung?

Schücking: Also ein bisschen forsche ich noch, weil ich Doktoranden betreue. Das Spannende an der Rektorenaufgabe ist tatsächlich die Gestaltungsmöglichkeit. Selbst in Sparzeiten, selbst bei hohem Strukturierungsbedarf. Das ist Teamspiel, ohne kann man das nicht schaffen. Aber es geht darum, dass sich der ganze Apparat bewegt, auch ein bisschen schneller, als er es gewohnt war. Es muss ein konstruktiver Geist Einzug halten und alle sollen Spaß daran haben, Dinge zu entwickeln. Das reizt mich ungeheuer und macht in einer großen Organisation durchaus besondere Freude.

Dimke: Gestaltungsprozesse und Leidenschaft für Hochschulpolitik gehören dazu. Im Zusammenhang mit Kunsthochschulen ist es so, dass nicht nur nach innen gestaltet werden muss, sondern auch nach außen. Man muss

dem Weg zur Professorin gibt. Die Gleichstellungsbeauftragten von der Kunsthochschule sagen, dort sei es nicht so schlimm. Sind Kunsthochschulen eine Insel der Glückseligen?

Dimke: Ja und Nein. In puncto Selbstverwirklichung sind wir, Frauen wie Männer, tatsächlich relativ weit vorne. Auch in der Förderung, der Besetzung von Stellen und der Studentinnenanzahl ist es ausgewogen. Das hat etwas mit Erfolg auf dem Kunstmarkt zu tun, wie sich Künstlerinnen profilieren können. Seit den 70er Jahren haben das Frausein, die Emanzipation, der Feminismus in der Kunst einen wichtigen Stellenwert. So wie man in der Kunst Weiblichkeit zelebrieren darf, so darf man das auch als Mann. Das Machogehabe ist unglaublich.

Teichert: Können Sie das ausführen?

Dimke: Ich war neulich in München, da findet man noch richtige Ursteine. Männer, die wirklich sagen, was sie meinen und sich als Männer geben, wo man denkt, das kann gar nicht aus dieser Zeit sein, richtig klichscheehaft. Aber wer ein richtig kerniger Bildhauer ist, bei dem bildet sich das eben außen ab. Gleichwohl haben diese Männer meine völlige Sympathie, denn ihr Verhalten ist ironisch gebrochen. Aber das Machogehabe hat mit einem gewissen Narzissmus zu tun, der in der Kunst gepflegt werden darf. Das darf man aber auch als Frau, auch ganz exzessiv, das wird toleriert.

Teichert: Frau Schücking, Sie waren erst Professorin an einer Fachhochschule, jetzt an einer Universität. Sehen Sie das Machogehabe und gibt es Barrieren für Frauen?

Schücking: Wir sind die Speerspitze der Bewegung. Wer die letzten fünf Jahre abbildet, sieht, dass der Anteil der Frauen in den Führungspositionen kontinuierlich ansteigt. Wir sind nicht die Einzigen. Mir fallen Kolleginnen in Göttingen, Marburg, Münster, Flensburg und Oldenburg ein und da gibt es noch mehr. Der Trend nimmt zu. Das hat sich in meinem Berufsleben schon einmal abgespielt. Ich gehöre als Ärztin zu einer Generation, in der 80 Prozent der Medizinstudenten Männer waren. Inzwischen hat sich das fast umgedreht. Der Beruf feminisiert, zum

Auch Männer brauchen Unterstützung

Schrecken mancher männlicher Kollegen. Und das hat Veränderungen mitgebracht. Die größte ist, dass für meine Frauengeneration die Vereinbarkeit von Beruf und Familie als problematisch angesehen wurde. Ich fand es tatsächlich schwierig und bin deswegen erst spät Mutter geworden. Unter den Frauen, die mit mir studiert haben, sind viele kinderlos geblieben, weil sie sich ganz dem Beruf zugewandt haben. Heute sind Beruf und Familie für junge

Teichert: Frau Dimke, unser Thema ist, ob es bestimmte Barrieren für Nachwuchswissenschaftlerinnen auf



Ana Dimke, Beate Schücking, Georg Teichert und Renate Lieckfeldt (v.l.) auf der Podiumsdiskussion

Foto: Eva-Maria Kasimir

Medizinerinnen ein selbstverständlicher Anspruch, aber es ist nicht einfach. Die wissenschaftlichen Fachgesellschaften sorgen sich zum Teil, dass ihnen die Nachwuchswissenschaftlerinnen ausgehen. Allmächtig begreifen sie, dass man Brücken bauen muss, wie beides geht. Und es ist sicher kein Zufall, dass von unseren hundert Medizinprofessoren ein erschreckend hoher Prozentsatz männlich ist. Doch wir stehen noch im Generationswechsel. In den nächsten fünf Jahren wird es 20 Neuberufungen geben.

Dimke: Ich finde die Betrachtung der Generationen interessant. Ich bin 44 und denke, Männer meines Alters sind liberaler. Hier in Leipzig ist es relativ normal, auch Kinder zu Festen mit an die Hochschule zu bringen. Dass Männer Kinder haben, dieser Kontext wird noch deutlicher eingebracht, als ich es in Berlin erlebt habe. Auch die Männer tauschen sich hier über ihre Kinder aus, das finde ich sehr angenehm.

Dimke: Es wurden zwei Mal lächelnde Scherze gemacht, ansonsten war alles ganz normal.

Schücking: Es gab eine recht förmliche, gleichzeitig auch große Runde und ein freundliches Willkommen. Wieviel Verunsicherung da ist? Man guckt nicht in alle hinein, ist vielleicht ganz gut so.

Lieckfeldt: Meine Jahre bei dem amerikanischen Konzern haben mich stark geprägt. Eine Erkenntnis ist, dass Mitte der 90er Jahre für so einen großen amerikanischen Konzern das Thema Gleichstellung durch war. Das Thema gab es dort nicht, weil sie relativ existierte. Natürlich waren auch damals in oberen Führungsebenen relativ wenig Frauen vertreten, doch Frauen hatten komplett gleiche Chancen. Dass ein Mann eher bedrängt wurde als eine Frau, gab es nicht. Und in diesem Selbstbewusst-

sein bin ich groß geworden. Beim Stichwort Machogehabe habe ich andere Erfahrungen. Von den sieben Fachgesellschaften gehen die niederländische Gesellschaft ist ganz anders drauf als die deutsche, sie ist feminin. Also die Männer benehmen sich eher wie bei uns die Frauen. Machogehabe ist dort nicht angesagt. Als ich zurückkam an die Hochschule in Gelsenkirchen, an die Ingenieurakademie, prallte ich auf die männlichen deutschen Verhältnisse. Ich denke, das wird verschwinden.

Teichert: Wie verlief Ihre erste Hochschulrektorenkonferenz in Sachsen? Haben die Männer dort Angst, dass sie outgesourct werden oder freuen sie sich?

Dimke: Es wurden zwei Mal lächelnde Scherze gemacht, ansonsten war alles ganz normal.

Schücking: Es gab eine recht förmliche, gleichzeitig auch große Runde und ein freundliches Willkommen. Wieviel Verunsicherung da ist? Man guckt nicht in alle hinein, ist vielleicht ganz gut so.

Lieckfeldt: Ich kann speziell von der Runde der sächsischen Fachhochschulen berichten. Diese gestandene Männer haben mich herzlich in ihren Kreis aufgenommen. Am Anfang hat der Sprecher dieser Runde ein bisschen altväterlich versucht, mir zu erklären, wie Rektor in Sachsen geht, das fand ich sehr süß. Da kann ich nichts Negatives berichten.



Renate Lieckfeldt

Foto: sz

Teichert: Um eine bestimmte Anzahl von Frauen in den Führungspositionen zu erreichen, gibt es ein Instrument. Wie stehen Sie zu einer Quote für Hochschulberufungen?

Dimke: Schwierig. Eigentlich sollte sie nicht nötig sein. Wenn ich den Prozess beobachte, hat sich mein Feld gut entwickelt. Es geht nicht mehr nach Geschlecht. Wenn dem so wäre, würde ich eine Quote befürworten, aber es ist nicht so. Einer Quote stehe ich äußerst kritisch gegenüber. Ich glaube, die braucht man in meinem Bereich nicht.

Schücking: Erstens, Quoten sind extrem wichtig in den Auswahlgremien. Die Bewegung, dass es immer mehr Frauen in Führungspositionen an Hochschulen gibt, hat damit zu tun, dass es in den Hochschulräten Frauen gibt. Die Räte suchen die

Führungsmannschaft aus. Und in den Hochschulräten sind überall Frauen, das ist gesetzlich vorgeschrieben. Nicht 50 Prozent, aber 20, 30, 40 Prozent und das ist wichtig. Es macht etwas aus, dass auch in den Berufungskommissionen Frauen sind. Das gelingt nicht immer. Vor allem bei den Informatikern oder den Mathematikern, solche frauenfreien Zonen sozusagen, wo sich in Berufungskommission keine einzige Frau findet. Backen können wir sie nicht. Man muss darüber nachdenken, von anderen Hochschulen Frauen einzubringen. Denn es hat sich empirisch gezeigt, dass Frauen in den Auswahlgremien die Frauenquote insgesamt erhöhen. Zweitens muss man die Peinlichkeit deutlich machen, immer wieder die Verhältnisse schildern: Wir haben hier an der Uni zwei Drittel Studentinnen. Und wenn dann die männliche Professoren so dominieren, bildet sich das Verhältnis doch komisch ab. Damit vermitteln wir den Studentinnen: Bis an die Spitze kannst du es nie schaffen. Das kann nicht richtig sein. Wir müssen ihnen das Gegenteil beibringen.

Lieckfeldt: Die Quotendiskussion ist gut, denn sie ist eine positive Art, sich mit dem Thema auseinander zu setzen. In den letzten Jahren hat sich extrem viel verändert. Ich schließe mich Frau Schücking an, was die Berufungskommissionen betrifft. Mit Hauptfokus bin ich im Maschinenbau und Elektrotechnik, unter fünf Prozent weibliche

Studierende. Und dann bei der Besetzung von Professorenstellen kaum, wenn nicht gar keine Bewerbungen von Frauen und natürlich gibt es auch noch die alten Seilschaften. Insofern tut es gut, durch die Besetzung von Berufungskommissionen dahin zu wirken, dass Frauen eine Chance haben. Aber ich bin eher gegen eine Quote als solche. Eine Kollegin nannte mich mal spaßeshalber Quotenfrau. Und da müssen die Frauen kritisch fragen, ob das nicht die Leistung von Frauen, die bekanntermaßen ein bisschen mehr leisten müssen, schmälert.

Frage aus dem Publikum: Welche strukturellen Dinge verhindern, dass Frauen Beruf und Familie vereinbaren können? Sind sie vielleicht nicht mutig genug, die Macht zu ergreifen?

Dimke: Mit Mut hat das nichts zu tun, es geht eher um Selbstgewissheit. Manche Frauen haben die nicht oder werden darin einfach nicht bestärkt. Ich spreche meinen Doktorandinnen immer Mut zu. Ich sage, ja, mach das, geh da durch, das klappt schon alles mit der Familie.

Lieckfeldt: Es gibt es nicht den einen Grund, warum Frauen es vielleicht immer noch nicht ganz schaffen. Diese angesprochene Mutlosigkeit, vielleicht ein geringeres Selbstbewusstsein, das beobachte ich schon. Und dazu kommt das männlich dominierte System. In der Komplexität des Gesamtproblems ist es für Frauen immer etwas schwieriger. Mich hat das Thema bisher nie beschäftigt, weil ich genau den Weg gegangen bin, den ich gehen wollte. Und das kann ich den Studentinnen mitgeben: Mach einfach, das wird schon gutgehen. Ich habe drei Kinder. Das erste habe ich während der Doktorarbeit bekommen, das war ungeplant und alles ziemlich schwierig, aber es ging auch. Die zwei jüngeren Kinder kamen in den Niederlanden. Dort wurde es gefeiert, als ich mitteilte, dass ich schwanger bin. Da saß ich in einem Meeting, auf einmal kam der Marketingdirektor der Firma rein, sagte, ich habe gehört, du bist schwanger, herzlichen Glückwunsch. Er fiel mir um den Hals und ging wieder raus. Das werde ich nie vergessen, weil das in Deutschland ein No-Go ist. Dort ist eine andere Kultur, da gab es die Frage auch nicht, ob ich zurückkomme zur Arbeit.

Schücking: Da kann ich mich nur anschließen. Frauen sind unglaublich mutig. Durch ihre größere soziale Orientierung ist das Leben für sie jedoch unplanbarer. Das hat nicht nur mit der Verpflichtung den Kindern gegenüber zu tun, sondern auch gegenüber der Beziehung. Wenn der Partner wegzieht, ziehen Frauen viel häufiger hinterher. Wenn jemand älteres pflegebedürftig wird, fühlen sich die Frauen auch eher verpflichtet, sich zu kümmern. Daher lässt sich das Leben nicht so gut planen. Unsere Gesellschaft verlangt aber oft nach Menschen, die wie Ma-

schinen alles planen und so kommen Frauen in Konflikt.

Frage aus dem Publikum: Eine Quote scheint für Sie nicht die Lösung zu sein. Welche anderen Instrumente gibt es?

Dimke: Es braucht emanzipierte Männer. Kürzlich ging es um die Formulierung von Studienordnungen und da war die Diskussion im Senat: Sollen wir die männliche oder weibliche Form verwenden? Da waren die Männer von sich aus so sensibel, darüber nachzudenken. Einer meiner Prorektoren meinte, wir haben jetzt eine Rektorin, wir sollten alles ändern und immer Rektorin reinschreiben, denn man könnte es ändern, sobald es wieder einen Rektor gibt. Dass das von der Seite kommt, ist ungemein hilfreich. Dann haben auch Gleichstellungsbeauftragte einen viel leichteren Stand.

Schücking: Ich denke, ein wichtiger Beitrag zur Kultur ist auch, die Männer in den Bereichen zu unterstützen, in denen sie sich oft nicht trauen, sich zu zeigen. Also mal einen Papatag zu machen, an dem die männlichen Wissenschaftler mit ihren Kindern in die Uni kommen dürfen, wäre eine sinnvolle Maßnahme. Wir müssen deutlich machen, dass uns an einer Flexibilisierung gelegen ist, dass uns an einer Entwicklung von allen gelegen ist, in der Hochschule.

Lieckfeldt: In unserem Hochschulentwicklungsplan taucht das Wort Feminisierung auf: Feminisierung von Ingenieurstudiengängen, weil

Lieckfeldt: In unserem Hochschulentwicklungsplan taucht das Wort Feminisierung auf: Feminisierung von Ingenieurstudiengängen, weil



Ana Dimke

Foto: HGB

wir da zu wenig Frauen haben, und auch die männlich betitelten Ingenieurstudiengänge so zu entwickeln, dass sie Frauen eher ansprechen, zum Beispiel biomedizinische Technik. Meine Dekane baten, das zu streichen. Mir zeigt es, dass noch kein Bewusstsein für diese Probleme existiert. Dieses zu schaffen, ist mir ein Anliegen. Eine andere Facette ist die familienfreundliche Hochschule. Ich saß mal mit einem jungen Mitarbeiter zusammen, der so um vier Uhr umdrückte, er müsse eigentlich sein Kind abholen. Ich meinte, sagen Sie das doch gleich, das Kind geht vor, und er guckte mich ungläubig an. Familienfreundliche Hochschule heißt, dass sich sowohl Arbeit

Lieckfeldt: Der Partner muss bei Frauen, die mehr vorhaben, eben mitmachen. Ich denke nach wie vor, dass es nicht klappt, wenn beide Karriere wollen. Mein Mann sagte, er will Richter werden und das reicht ihm. Wäre er durchgestartet, hätte ich mich wohl nie so entwickeln können. Deswegen möchte ich ein Plädoyer für die vielen Männer halten, für die Karriere nicht nur das Wichtigste ist und die, ob mit oder ohne Kinder, die Bedürfnisse der Frau wahrnehmen.

als auch Studium nach den Bedürfnissen von Familien richten.

Frage aus dem Publikum: Sie verstehen sich als Managerinnen eines Entwicklungsprozesses mit Geldmangel. Wieviel Gestaltungsspielraum haben Sie tatsächlich?

Lieckfeldt: Gerade unter diesen Umständen trete ich an, zu gestalten, nämlich die verkrusteten Strukturen ein Stück weit aufzubrechen. Meine Hauptarbeit liegt darin, Beziehungen zu gestalten. Ich bin an der Hochschule viel unterwegs und kriege Rückmeldung, dass man das angenehm spürt. Da sind schon Ansätze, die verkrusteten Strukturen aufzubrechen. Gestalten – absolut.

Schücking: Es dauert nur ein bisschen. Je größer die Einrichtung ist, desto länger dauert es. Man muss Atem haben und sich auch klar machen – wir sind alle drei für fünf Jahre gewählt – so gegen Ende werden sich erste Erfolge einstellen.

Frage aus dem Publikum: Viele Frauen haben Schwierigkeiten, nach der Babypause wieder in den Beruf einzusteigen. Was müsste passieren?

Lieckfeldt: Ich möchte die gewagte These aufstellen, man solle die Familienphase direkt mit der wissenschaftlichen Karriere verbinden. Dass man gar nicht diesen Ausstieg kommt und sich die Frage nach dem Wiedereinstieg gar nicht stellt. Man verliert sonst nicht nur den wissenschaftlichen Anschluss, sondern auch sein Netzwerk. Das kann man mit Kind viel schwerer aufbauen. Aber es gibt viele Lebenswege und es ist ein komplexes Problem.

Frage aus dem Publikum: Ist die Vereinbarkeit von Familie und Beruf wirklich das größte Problem? Können Frauen, die nicht nach Kindern streben, einfach so durch laufen?

Schücking: Natürlich nicht, weil die Schere ja auch im Kopf von allen anderen ist. Und Gleichstellung ist mehr als Familienförderung. Aber über mehr Familienförderung gelingt es, die Männer mitzunehmen.

Dimke: Da kommen auch Faktoren hinzu, die Leistungsorientiertheit zu tun haben. Auch ein Mann läuft nicht einfach so durch. Ein Netzwerk befördert eine Karriere, das funktioniert in der Frauen- wie in der Männerwelt ganz gut.

Lieckfeldt: Der Partner muss bei Frauen, die mehr vorhaben, eben mitmachen. Ich denke nach wie vor, dass es nicht klappt, wenn beide Karriere wollen. Mein Mann sagte, er will Richter werden und das reicht ihm. Wäre er durchgestartet, hätte ich mich wohl nie so entwickeln können. Deswegen möchte ich ein Plädoyer für die vielen Männer halten, für die Karriere nicht nur das Wichtigste ist und die, ob mit oder ohne Kinder, die Bedürfnisse der Frau wahrnehmen.

Bearbeitung: Eva-Maria Kasimir

Pro

Streitpunkt Frauenquote

Für und wider

Contra

Ist man sich zunächst einmal darüber einig, dass mehr Gleichstellung und Gleichberechtigung von Mann und Frau ein erstrebenswertes Ziel ist – was leider noch immer keine Selbstverständlichkeit darstellt –, kann man anfangen, über Wege zur Realisierung dieses Ziels zu sprechen.

Die Auswahl an dafür bereits erdachten Instrumenten ist längst breit gefächert und über Effektivität und Gefallen dieser Instrumente wird trefflich gestritten. Für uneffektiv, ja vielleicht sogar kontraproduktiv erachte ich das vorschriftsmäßige Gendern auf der Ebene der Sprache, da der dadurch entstehende Imageschaden für die Gleichstellungsbewegung in keinem Verhältnis zu ihrem tatsächlichen Nutzen durch Achtsamkeitserhöhung steht. In der Sprache mag sich Ungleichbehandlung widerspiegeln, aber sie erzeugt sie nicht. Viel wichtiger für eine tatsächliche Gleichbehandlung wäre hingegen die Etablierung einer Frauenquote – denn es wird nunmal regelmäßig bei gleicher Qualifikation die Frau benachteiligt. Zusammen

men mit Gesetzen zum Schutz vor sexueller Belästigung, zur Gewährleistung von Mutter- und Vaterschaftszeit und durch regelmäßige Aufklärungsprogramme – sowie durch den überfälligen Lohnangleich – kann die Frauenquote zur Stärkung der tatsächlichen, alltäglichen Bedingung von Gleichstellung beitragen. Nicht nur, dass die Gleichbehandlung wichtiger ist als das Gleichsprechen: Kommt die Gleichstellung erst einmal in Tat und Gewohnheit, kommt sie auch in den Kopf und ins Sprechen.

Dass gesetzliche Regulierungen in diesem Bereich nicht mit der freiheitlichen Verfasstheit unseres Staates vereinbar wären, ist jedenfalls das denkbar schlechteste Gegenargument. Gesetze gegen Diskriminierung schaffen oft erst Freiheit und sind einer der wesentlichen Gründe, dass diese Gesellschaft überhaupt irgendwelchen anderen Gesellschaften vorzuziehen sei. Und was ist die noch immer waltende, systemische Ungleichbehandlung der Frau anderes als Diskriminierung? **Knut Holburg**

Ursula von der Leyen (CDU) ist die wohl lauteste Befürworterin einer Frauenquote in Deutschland. Sie brachte das Thema während ihrer Amtszeit als Bundesfamilienministerin auf den Tisch und scheint es nicht mehr loszulassen. Ihre Nachfolgerin im Amt, Kristina Schröder (CDU), sprach sich für eine flexible Quote aus, mit der sich Firmen freiwillig selbst verpflichten, einen bestimmten Anteil an Frauen in ihrer Belegschaft zu führen. Von der Leyen, inzwischen Bundesministerin für Arbeit und Soziales, scheint weiter für die Idee einer verbindlichen Quote von 30 bis 40 Prozent zu werben. Sie ist Erstunterzeichnerin einer Petition, mit der Abgeordnete aller Parteien Druck aufbauen wollen, endlich einen Gesetzesvorschlag zu entwerfen. Noch bis Ostern sammeln die Initiatorinnen Unterschriften und übergeben dann die Liste an Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU). Ziel ist es, bis 2013, wenn die meisten Aufsichtsräte neu besetzt werden, ein Gesetz auf den Weg zu bringen. **emk**

Dass man überhaupt darüber redet, ist schon ein Armutszeugnis für dieses Land. Eine Frauenquote, eine gesetzlich vorgeschriebene Regelung, wieviele Frauen in Spitzenpositionen kommen müssen, läuft der Grundaussrichtung unserer Gesellschaft zuwider. Eigentlich soll es doch darum gehen, wer für den jeweiligen Job am geeignetsten ist und nicht darum, welches Geschlecht nach dieser oder jener Vorschrift bevorzugt werden muss.

Dass es trotzdem diskutiert wird, beweist, dass Männlein und Weiblein noch nicht so gleichberechtigt sind, wie uns das immer wieder weisgemacht wird. Gut, Deutschland liegt klar vor der Schweiz, wo das Frauenwahlrecht erst 1971 eingeführt wurde. Doch viel weiter sind wir doch auch nicht. Frauen verdienen weniger und haben schlechtere Aufstiegschancen. Woran es liegt? Daran, dass sie sich doch irgendwann für eine Familie entscheiden. Die Uhr tickt und die Frauen müssen sich früher danach richten als die Männer. Und wenn beide Mitte

zwanzig, Anfang dreißig sind, kümmert sie sich um Job und Kind, während er in aller Ruhe Karriere machen kann. Die Voraussetzung für gleiche Chancen in der Karriere liegt in der Vereinbarkeit von Arbeit und Familie. Nur wenn flexibler gearbeitet werden kann, es genug Krippenplätze gibt und auch die finanzielle Versorgung im Studium mit Kind geregelt ist, können die Frauen genauso Karriere machen wie die Männer.

Die Politik, ganz vorn an Bundesfamilienministerin Kristina Schröder, bleibt untätig. Schröder sollte, anstatt sich mit ihrer Kollegin Ursula von der Leyen um flexible Quoten-Luftballons zu kabbeln, lieber die Ärmel hochkrempeln. Sie hat es mit ihrem eigenen Nachwuchs bequem. Soll sie doch mal selbst versuchen, für ihren Spross einen Krippenplatz zu finden, sagen wir in Bayern, wo Frau als Rabenmutter gilt, wenn sie nicht wenigstens drei Jahre mit Kind am Herd bleibt. Dann wüsste sie, was zu tun ist und könnte sich und uns die Quotendiskussion ersparen.

Eva-Maria Kasimir

Studieren mit Kind will vorbereitet sein

Fortsetzung von Seite 1: Eine alleinerziehende Studentin muss 15 Anträge für Bafög stellen

Man muss ständig zu Ämtern, Sachen nachreichen“, erzählt Lina. „Am besten ist es, wenn man diese Behördengänge während der Schwangerschaft regelt, da hat man noch Zeit dafür. Doch wenn alles fristgemäß und ordentlich eingereicht ist, dann geht alles seinen Gang“, sagt sie.

Neben finanzieller Sicherheit sind auch die sozialen Bindungen wichtig. Sie und ihr Partner haben das Glück, in ihren Familien und im Freundeskreis genug Unterstützung zu finden, um den Studienalltag mit Kind zu händeln. „Wichtig ist auch, dass wir einen Kindergartenplatz in unserer Nähe haben, sonst würde das nicht funktionieren.“ Lina blieb nach der Entbindung ein Jahr zu Hause, schrieb währenddessen ihre Bachelorarbeit, und studiert nun ihren Bachelor zu Ende. Der Studienablauf klappt gut, ihre Veranstaltungen fallen alle günstig, so dass Leonard entweder im Kindergarten, in Obhut seines Vaters oder von Freunden ist, wenn Lina zur Uni muss. Auch das Arbeitspensum ist gut zu schaffen, erzählt sie. Bisher war es noch nicht einmal nötig, sich bei den Professoren für versäumte Vorlesungen zu entschuldigen, „doch wenn dieser Fall eintreten sollte“, so schätzt Lina ihre Professoren ein, „wären sie sicher toleranter.“

Neben einem stabilen sozialen Umfeld kann sich eine werdende Mutter auch Rat bei anderen Stellen einholen. Das Studentenwerk bietet eine kostenlose Beratung an, bei der alle Fragen zu möglichen Finanzanträgen geklärt werden. Dies ist besonders wichtig für alle Stu-



Nina Tessa Zahner Foto: privat

dentinnen, die Bafög bekommen. Auch die Frage der finanziellen Absicherung während der Freisemester kurz nach der Geburt wird dort besprochen. „In der Regel sind es 15 Anträge, die eine alleinstehende Mutter stellen muss“, sagt Regina Engelhardt, Sozialarbeiterin im Studentenwerk.

Auch der Verein „Studentische Eltern Leipzig“ ist eine gute Anlaufstelle, um sich auf das künftige Leben und Studieren mit Kind vorzubereiten. Hier kann man nützliche Tipps für den Alltag bekommen, zum Beispiel, wo gute Stillmöglichkeiten oder öffentliche Wickelplätze zu finden sind. Aber auch Hilfe bei der Planung des weiteren Studienverlaufs oder der Vermittlung von Kindergärten, schreibt sich der Verein auf die Fahne. Allgemein bieten die „Studentischen Eltern“ eine gute Plattform, um in Kontakt zu treten und sich gegenseitig zu unterstützen. Christian Keller, Ansprechpartner des Vereins meint dazu: „Die Vernetzung der Eltern sorgt dafür, dass sich Studierende mit ihren Kindern nicht allein fühlen. Die Mütter

und Väter tauschen sich mit Gleichgesinnten über Vereinbarkeitsfragen, Erziehungsmethoden und Kinderbetreuungsmöglichkeiten aus.“

Doch Mütter an der Universität studieren nicht immer. Manche von ihnen dozieren auch. So wie Nina Tessa Zahner, Juniorprofessorin der Kulturwissenschaften. Sie verantwortet den Bereich Kulturmanagement. Zahner hat drei Kinder: Das älteste sechs Jahre, das mittlere vier Jahre und das jüngste 14 Monate alt. Zahner pendelt jede Woche zwischen Nürnberg und Leipzig.

Ihr Mann arbeitet in einer anderen Stadt und kann so nur am Wochenende bei seiner Familie sein.

„Meine Eltern wohnen nebenan. Sie sind uns eine große Hilfe. Ohne sie, wäre das alles kaum möglich“, erklärt Zahner. Neben der Erziehung ihrer Kinder, dem Dozieren sowie dem Planen ihrer Veranstaltungen steht sie unter Veröffentlichungszwang, um ihre Anstellung zu verlängern. „Eine wissenschaftliche Karriere ist durch Fristen und Vorschriften weitgehend vorgegeben“, sagt sie. Da bleibt wenig Platz für individuelle Lebensplanung. „Die meisten meiner Kolleginnen haben ihr erstes Kind erst nach ihrer Berufung auf eine Professur bekommen“, erzählt Zahner. So ließe sich die wissenschaftliche Karriere am ein-

fachsten mit einem Kind vereinbaren. Die Juniorprofessorin aber wählte einen anderen Weg. Im Institut steht man ihr und ihren Verpflichtungen tolerant gegenüber. Zwar gab es bisher kaum Tage, an denen sie ihrer Kinder wegen nicht zur Arbeit kommen konnte, aber auch wenn sie ihre Kinder einmal mitbringen muss, wird sich liebevoll mit ihnen beschäftigt, während Mama vor Studenten doziert.

Nina Tessa Zahner und Lina Gerstmeyer sind zwei Beispiele, die zeigen, dass es funktionieren kann, während der Unizeit eine Familie zu gründen, wenn es auch längst nicht die Regel ist. **Susanne Dimmer**

Anzeige

Mehr Menschlichkeit für Tiere

WIR SIND DA, WEIL SIE UNS BRAUCHEN.

www.vier-pfoten.de